Mit einer letzten Kehrtwende fast auf Feld eins

Zürichs Strauhof bleibt ein Literaturmuseum – Projekt Jull wird an der Bärengasse realisiert

Das Hüst und Hott um die Zukunft des Zürcher Strauhofs hat ein Ende: Die Stadt verlegt die Umsetzung des Projekts Jull an einen anderen Standort. Im Strauhof aber soll künftig eine private Trägerschaft weiterhin Literaturausstellungen bieten.

Urs Bühler

Nun steht es nach monatelangem Gezerre fest: Der Strauhof in der Zürcher Altstadt bleibt ein Ausstellungsort. GIORGIA MÜLLER / NZZ

Ob man es als späte Einsicht wertet oder als längst fälliges Eingeständnis liederlicher Planung: Die Stadt Zürich bringt ihr Literaturmuseum nun doch nicht als Opfer dar. Ihrer Liegenschaft am Strauhof bleibt somit nicht nur das James-Joyce-Archiv erhalten, sondern weiterhin auch das Ausstellungsangebot. Dafür wird jedoch eine private Trägerschaft gesucht, die von der Stadt subventioniert wird, wie diese am Dienstag mitgeteilt hat. Das Projekt Jull hingegen, das als literarisches Schreiblabor für Jugendliche das Museum hätte verdrängen sollen, wird in rund einem Jahr an der Bärengasse umgesetzt. Dieser Standort, der laut Communiqué bereits früher als Unterrichtsstätte diente, steht überdies künftig der Volkshochschule zur Verfügung. Sie wird nach Auskunft des städtischen Kulturchefs Peter Haerle dort ihren Hauptsitz einrichten können, wofür sie rund 135 000 Franken Jahresmietzins entrichten soll.

Neustart im September 2015

Mit den Literaturschauen unter neuer Trägerschaft soll im Strauhof im September 2015 gestartet werden. Die Monate nach dem Abschluss der heutigen Form, der auf Ende Jahr vorgesehen ist, werden mit anderen Nutzungen überbrückt. Der Auftrag für den Museumsbetrieb wird über eine Ausschreibung vergeben, die Ende Jahr abgeschlossen sein soll. Entscheiden wird eine siebenköpfige, von Literaturschaffenden geprägte Jury, unter anderen mit Adolf Muschg.

Die Stadt stellt dem Ausstellungsbetrieb nebst einem Startbeitrag von 50 000 Franken jährliche Subventionen von 425 000 Franken in Aussicht. Beiträge in gleicher Höhe sollen die Betreiber des Jugendschreiblabors Jull für ihr Projekt an der Bärengasse erhalten. Somit zahlt die Stadt künftig insgesamt gegen 1 Million Franken im Jahr, was um einen Viertel unter dem bisherigen Budget des Museums liegt. Beim zuletzt vorgelegten Vorschlag für Ausstellungen in der Bärengasse hatte sie nur 130 000 Franken an Beiträgen veranschlagt. Was diesen Teil betrifft, greift sie nun also tiefer in die Tasche, als vor wenigen Monaten vorgesehen. Umgekehrt erhalten die Jull-Initianten für die dreijährige Pilotphase 100 000 Franken weniger im Jahr, als ursprünglich zugesichert.

Irrungen und Wirrungen

Nur kurz seien hier all die Irrungen und Wirrungen rekapituliert, die in einem unwürdigen kulturpolitischen Leiterlispiel nun fast wieder auf Feld eins zurückführen. Im letzten November verkündete die Stadt sinngemäss, das Literaturmuseum im Strauhof sei als Angebot überholt und werde durch ein zukunftsgerichtetes Jugendliteraturlabor (Jull) abgelöst. Es regte sich Protest – genährt zunächst durch gewerkschaftliche Kräfte, bald aber stark mitgetragen durch kulturinteressierte Kreise.

Doch die Kulturförderer stellten die Ohren auf Durchzug. Ende Februar teilten sie mit, sie hielten am Entscheid fest. Allerdings versuchte man diesen mit dem Versprechen abzufedern, künftig an der Bärengasse Literaturausstellungen zu ermöglichen. Dort würden das Max-Frisch- und das Thomas-Mann-Archiv der ETH einziehen und zusammen mit dem im Strauhof eingerichteten James-Joyce-Archiv ein Literaturzentrum bilden. Vor einigen Wochen dann kündigte das Präsidialdepartement kleinlaut an, «die Pläne im Bereich der Literaturförderung zu überdenken» und eine «ergebnisoffene Auslegeordnung für die Vorhaben» vorzunehmen. Hintergrund dieser Läuterung war wohl weniger Einsicht als der Umstand, dass die im zweiten Schritt vorgelegten Pläne für ein Literaturarchiv an der Bärengasse zu wenig durchdacht gewesen waren und sich definitiv zerschlagen hatten: Mit der ETH wurde, wie es Fachleute prophezeit hatten, keine Einigung erzielt. Damit war die Idee hinfällig, jenen Standort als Trostpflästerchen für Strauhof-Anhänger einzusetzen.

Haerle hatte noch im Februar steif und fest behauptet, dass die Räume an der Bärengasse für das Projekt Jull nicht geeignet wären. Dass es nun doch geht, erklärt er im Gespräch zum Teil mit dem Scheitern der Idee für ein Archivzentrum. Dass die Stadt einlenke, habe aber durchaus auch mit den «breiten Reaktionen» auf den Schliessungsentscheid vom letzten Herbst zu tun. Die Frage, ob er die jüngste Wendung als Niederlage auffassen müsse, verneint er und holt aus: «Veränderungen in der Kultur sind ein Prozess, etwas Emotionales. Dieser Prozess brauchte viel Energie, aber das war auch nötig, um zu guten Lösungen zu kommen. Ich bin jedenfalls sicher, dass wir nun eine gute Basis für die Zukunft gelegt haben.»

Fest steht, dass die geplanten Rochaden auch politisch mehr und mehr im Regen standen. Das Stadtparlament fällte zwar nach seiner Debatte vor zwei Wochen nicht etwa, wie es die «FAZ» in mangelnder Kenntnis des hiesigen Politsystems vermelden sollte, einen substanziellen Entscheid in der Frage. Doch zeigte es mit der Überweisung zweier Postulate klare Sympathien für die Beibehaltung des Literaturmuseums und Skepsis gegenüber dem Projekt Jull.

Erleichterung beim Komitee

Mit «Erleichterung» und «Genugtuung» nimmt das Strauhof-Komitee, das sich mit einer Petition und anderen Aktionen gegen die Schliessung wehrte, den Ausgang der Geschichte zur Kenntnis. Allerdings kritisiert es, dass das Budget für das Literaturmuseum zu stark beschnitten werde. Das zeige, dass das Ganze entgegen Haerles bisherigen Beteuerungen doch eine Sparübung sei. Dennoch wolle sich der Verein Pro Literaturmuseum Strauhof an der Ausschreibung beteiligen – und sei bereits mit Sponsoren im Gespräch. Denn um «mehr als reine Vitrinen-Ausstellungen» zu ermöglichen, wäre nach seiner Ansicht rund doppelt so viel Geld nötig, als die Stadt in Aussicht stellt.

NZZ, 2.7.2014

Versöhnlicher Schlussakt für «Strauhofiade»

Die Museumsgesellschaft übernimmt bis auf weiteres das Ruder im Zürcher Literaturmuseum

Vorhang auf für den letzten Akt des Gezerres um den Zürcher Strauhof: Die Stadt hat als künftige Trägerschaft die Betreiber des Literaturhauses ernannt. Sie führen ab 2015 Ausstellungen durch, vorerst für drei Jahre und mit städtischen Subventionen.

Urs Bühler

Christoph Wittmer (Museumsgesellschaft), Klara Obermüller (Jurypräsidentin), Stadtpräsidentin Corine Mauch. WALTER BIERI / KEYSTONE

Der Plot ist kurvenreich wie eine Verfolgungsjagd von 007 und trägt kafkaeske Züge. Bloss: Die «Strauhofiade» ist nicht fiktiv. Die Hauptrolle in dieser Realsatire spielen seit einem Jahr Zürichs Kulturförderer, die darin eine schwache Figur abgaben. Nun steuert das Schiff, das sie versenken wollten, in den vielleicht sicheren Hafen: Das bis jetzt von der Stadt betriebene Literaturmuseum Strauhof wird ab Herbst 2015 für vorerst drei Jahre mit städtischen Beiträgen von der Zürcher Museumsgesellschaft geführt, deren eigenes Literaturhaus am Limmatquai liegt. Sie hat sich in der Ausschreibung gegen zwei Mitbewerber durchgesetzt, die Zentralbibliothek und einen Verein mit bisherigen Strauhof-Mitarbeitenden.

Die neue Betriebsform kostet die Stadt fast 500 000 Franken weniger im Jahr als die bisherige. Sie stellt die 300 Quadratmeter umfassende Ausstellungsfläche in der Altstadt unentgeltlich zur Verfügung und verzichtet so auf gut 200 000 Franken Jahresmietertrag. Zudem schiesst sie nebst einer Starthilfe von 50 000 Franken drei Jahresbeiträge von 425 000 Franken ein, was etwa einem Drittel des bisherigen Budgets entspricht. Die neuen Betreiber rechnen damit, zusätzlich mindestens 125 000 Franken im Jahr selber aufzutreiben.

Bisheriger Standard gelobt

Den Entscheid hat die Kulturförderung am Freitagmittag an einer eher kurzfristig anberaumten Medienkonferenz präsentiert; wenige Stunden vorher waren die Sieger informiert worden (und schafften es doch, am Anlass teilzunehmen). Das klandestine Vorgehen, das in der Causa schon fast Tradition hat, ist an diesem Punkt wohl mit der Angst vor Informationslecks zu erklären. Solche hatten im bisherigen Verlauf der Geschichte schon zu Turbulenzen geführt.

Die Verantwortlichen des Siegerprojekts werden nun einen privaten Trägerverein gründen, in dessen Vorstand unter anderem Lukas Bärfuss mitwirken soll. Der Kantonsschulrektor Christoph Wittmer attestierte als Präsident der Museumsgesellschaft dem bisherigen Strauhof-Programm einen hohen Standard: «Wir müssen uns auch daran messen lassen.» Gesa Schneider, seit einem Jahr Leiterin des von der Stadt subventionierten Literaturhauses am Limmatquai und der Kopf hinter dem gewählten Konzept, nannte als mögliche «Premiere» eine Schau über Tomi Ungerer. Auch brachte sie die Idee einer Ausstellung rund um Science-Fiction ins Spiel. Jedenfalls sprühte sie so vor Begeisterung für das Ausstellen als «Erzählen im Raum», dass man sich einmal mehr wunderte, wieso die Stadt diese Form der Vermittlung für tot hatte erklären wollen.

Für das Angebot strebt man Kooperationen mit diversen Institutionen an. Es wird drei Ausstellungen im Jahr umfassen, eine weniger als bisher, und abwechselnd Themen und Autoren gewidmet sein. Während der Umbauzeit zwischen den Schauen will man jeweils für eine Woche eine «Wild Card» vergeben für Teams, die innovative Ansätze erproben. Die erste Ausstellung beginnt im September, übergeben wird das Haus nach der Zwischennutzung durch ein Projekt von Charles Linsmayer, das von Februar bis Ende Mai läuft. Nach der dreijährigen Pilotphase dann wird über das weitere Vorgehen entschieden.

Zürichs Kulturchef Peter Haerle präsentierte die gefundene Lösung relativ emotionslos. Seine Vorgesetzte, Stadtpräsidentin Corine Mauch, sah einen positiven Abschluss eines «harten Ringens» um den Strauhof. Man werde das Angebot «auf qualitativ hohem Niveau neu aufstellen», so dass bisheriges Publikum behalten und neues gewonnen werde. Die Frage, warum die Stadt diese Optionen und mögliche Partnerschaften nicht geprüft hatte, bevor sie das Museum verbal begrub, konnten beide nicht schlüssig beantworten. So bleibt der Eindruck haften, dass man sich in die ursprüngliche Idee verbissen hatte.

Klara Obermüllers Klartext

Mit der Wahl der neuen Trägerschaft folgt der Stadtrat der Empfehlung der eigens erstellten unabhängigen Jury. Die Publizistin Klara Obermüller hat das mit Adolf Muschg, der Berner Kulturchefin Sibylle Birrer und drei weiteren Fachleuten besetzte Gremium präsidiert. Sie sprach vor den Medien trotz der Zurückhaltung, die ihre Rolle ihr gebot, einigermassen Klartext: Den Schliessungsentscheid und das damit verbundene Gegeneinander-Ausspielen zweier Angebote habe sie von Anfang an als falsch erachtet, so dass sie das Strauhof-Komitee in dessen Kampf unterstützt habe. Dabei habe sie erst recht gemerkt, wie sehr dieses Museum über die Stadt- und die Landesgrenzen hinausstrahle. Alle drei eingereichten Konzepte seien gut gewesen, schliesslich sei die Wahl aber eindeutig ausgefallen. Das Wichtigste sei nun: «Den Strauhof gibt es weiter, mit einer sehr guten Trägerschaft.»

Gut ein Jahr ist es her, dass die Stadt die Schliessung des jährlich rund 15 000 Besucher anziehenden Literaturmuseums ankündigte. Rund ein halbes Jahr später wurde der Entscheid revidiert. Dies dank breitem Widerstand und dem Umstand, dass sich das als Ersatz in Aussicht gestellte Luftschloss eines Literaturarchivs an der Bärengasse im Nichts aufgelöst hatte. Dort wird nun im Spätsommer 2015 das pädagogisch ausgerichtete Projekt «Jull» für ein Jugendliteraturlabor eingerichtet, dem eigentlich der Museumsbetrieb im Strauhof hätte Platz machen sollen. Der Gründer und Co-Leiter des «Jull» wird, was in einer Klammerbemerkung als Ironie des Schicksals gewertet werden darf, Richard Reich sein. Er war einst der Initiator des von der Museumsgesellschaft betriebenen Literaturhauses.

Weiterhin ungewiss ist, was mit dem bisherigen Museumspersonal geschieht. Die Stadt hat ihm im August auf Ende Jahr gekündigt, was gewerkschaftlichen Widerstand hervorrief. Der VPOD fordert, die neue Trägerschaft sei zur Weiterbeschäftigung der elf betroffenen Angestellten zu verpflichten, die sich 4,5 Vollzeitstellen teilen. Auf Nachfrage entsteht der Eindruck, dass die Museumsgesellschaft dieses Anliegen seriös prüfen wird, ihre finanziellen Möglichkeiten aber kaum ein vollständiges Eingehen auf diese Forderung erlauben.

Der im Wettbewerb unterlegene Verein, gewachsen aus dem Komitee zur Erhaltung des Museums Strauhof und der Arbeitsplätze, zeigt sich in einem Communiqué als guter Verlierer, gratuliert den Siegern und bedankt sich für alle Unterstützung. Obwohl als Aussenseiter ins Rennen gegangen, sei man überzeugt, ein «hervorragendes Projekt» eingereicht zu haben. Immerhin habe man die Schliessung verhindern können.

Meinung und Debatte, Seite 22

NZZ, 6.12.2014

Die Auferstehung des Strauhofs

Der Verein Literaturmuseum Zürich hat den Strauhof übernommen und bereitet die erste Ausstellung vor

Was war das für ein Hauen und Stechen, als die Stadt Zürich im Herbst 2013 die Schliessung des Museums Strauhof ankündigte. Nun kommt doch alles anders – im September wird unter neuer Führung wiedereröffnet.

Roman Bucheli

Seit dem 1. Juli 2015 ist Gesa Schneider Herrin über zwei Häuser. Das Literaturhaus am rechten Limmatufer leitet sie schon seit Ende 2013. Nun kam mit der ersten Hitzewelle dieses Sommers ein weiteres Haus am gegenüberliegenden Limmatufer hinzu: das Museum Strauhof. Freilich, nimmt man es genau, so ist Gesa Schneider weder Herrin des einen noch des anderen Hauses.

Sie sagt es bescheidener und zutreffender: «Ich trage zwei Hüte.» Wer das schon einmal versucht hat, weiss auch, dass es einiges an akrobatischem Geschick und kühnem Verstand erfordert, mit zwei unterschiedlichen Hüten kunstgerecht zu jonglieren. Die dynamische junge Frau mit dem scharfen Blick und den genauen Sätzen besitzt von beidem reichlich: Geschick und Verstand.

Keine One-Woman-Show

Herrin aber ist Gesa Schneider tatsächlich weder da noch dort. Rechts der Limmat ist es die Museumsgesellschaft, der sie als Leiterin des Literaturhauses untersteht; am linken Ufer, also im Strauhof, steht hinter (oder über) ihr der neugegründete Verein Literaturmuseum Zürich. Diesem hat die Stadt im Dezember 2014 nach einer Ausschreibung den Zuschlag gegeben für die Fortführung des Museums Strauhof während einer dreijährigen Pilotphase.

So wenig wie Gesa Schneider das Literaturhaus im Alleingang leitet, so wenig wird sie den Strauhof als One-Woman-Show betreiben: Es steht ihr der Kunstwissenschafter und Kurator Rémi Jaccard zur Seite, und sie wird ausserdem für die Realisierung der jährlich drei Ausstellungen von Fall zu Fall auf bewährte und kundige Kräfte vertrauen. Nur das Jonglieren mit den zwei Hüten wird ihr keiner abnehmen. Und so wird man Gesa Schneider in den nächsten Wochen und Monaten häufig pendeln sehen, über die Limmat und zwischen den beiden Häusern in Zürichs Altstadt.

Die Aufgaben hier wie dort sind ähnlich, nur das Medium ist ein anderes. Sie wolle «Orte schaffen, wo man anderen Menschen beim Denken zuschauen könne», sagt Gesa Schneider. Es sei ihr ein grosses Anliegen, die Imaginationskraft der Besucher anzuregen, Raum für das genaue Hinsehen zu schaffen: «Es geht mir um die Kultivierung des wilden Denkens.» Im Literaturhaus geschieht dies im Weg über die Begegnung mit Autoren, es gelingt im Gespräch über Texte und das Schreiben.

Gesa Schneider in der Bibliothek des Literaturhauses in Zürich. SIMON TANNER / NZZ

Ideale Ergänzung

Aber es bleibt vergleichsweise abstrakt. «Im Strauhof hingegen müssen Texte, Ideen, Phantasien in Bilder und in Räume übersetzt werden», sagt Schneider. Die beiden Orte ergänzen sich darum auf ideale Weise. Dennoch gibt es keine Arbeitsteilung zwischen den beiden Spielstätten. Ohnehin sei die Zusammenarbeit zwischen Literaturhaus und Strauhof weniger intensiv, als sie sich das ursprünglich gedacht habe, sagt Gesa Schneider. Die beiden Betriebe müssen autonom voneinander tätig sein können und je ein eigenständiges Profil schärfen. Um das zu unterstreichen, greifen Gesa Schneider und Rémi Jaccard, wenn sie am 25. September den neuen Strauhof eröffnen, gleich nach den Sternen: «Mars – Literatur im All» heisst die erste Ausstellung über die menschlichen Versuche, das Weltall real und imaginär zu bevölkern.

Doch schon zwanzig Tage zuvor, am 5. September, wird der Strauhof für die «Lange Nacht der Zürcher Museen» geöffnet. Im leeren Museum wird von der ersten Ausstellung noch nicht viel mehr zu sehen sein als ein paar Marsmenschen und die Mars-Bar: Der White Cube soll vielmehr geöffnet werden für die Imagination, als ein Raum des Imaginären und als Projektionsfläche. «Das ist wie das weisse Papier in der Literatur», sagt Gesa Schneider. Der Besucher soll den Horror Vacui und den Freiraum des Denkens erleben können.

Die Mars-Ausstellung realisiert sie in Zusammenarbeit mit Philipp Theisohn und seinem Forschungsprojekt «Conditio extraterrestris» von der Universität Zürich. Solche Partnerschaften seien unerlässlich, müssen die Ausstellungen doch in verhältnismässig kurzer Frist erarbeitet werden. Bei einem jährlichen städtischen Beitrag von 420 000 Franken – rund ein Drittel dessen, was dem früheren Strauhof zur Verfügung stand – sind ausserdem zusätzliche Mittel einzuwerben. Gesa Schneider ist zuversichtlich, dass dies gelingen wird.

Auf den Mars folgt Anfang 2016 im Zusammenhang mit dem 100-Jahr-Jubiläum von Dada eine Ausstellung zu Friedrich Glauser. Und parallel zu der 2016 in Zürich ausgerichteten Manifesta 11 soll im Strauhof die Poesie des Anarchismus in Szene gesetzt werden. Zwischen den Ausstellungen wird überdies jeweils für zehn Tage eine Wild Card an freie Kuratoren vergeben, um spontane und experimentelle Formen des raumfüllenden Umgangs mit Literatur zu erproben.

Für drei Jahre ist dieser Pilotbetrieb von der Stadt gesichert. Es gibt zwischen dem Verein und der Stadt eine Leistungsvereinbarung. An gewissen Kriterien (Besucherzahlen, Medienresonanz) wird der Erfolg gemessen. «Wenn's gut läuft», so Gesa Schneider, «gibt es keinen Grund, den Betrieb danach wieder einzustellen.»

Akzente im Literaturhaus

Die Doppelrolle sei anstrengend, gibt Gesa Schneider zu bedenken (auch wenn man in ihren Augen weniger die Anstrengung als vielmehr die Begeisterung sieht). Denn da ist ja auch noch der andere Hut, jenseits der Limmat. Das Literaturhaus läuft zwar gut, hat wachsende Besucherzahlen bei steigender Anzahl Veranstaltungen. Aber Gesa Schneider sucht auch hier nach Neuem, entwickelt das Haus weiter. «Ich möchte einen Akzent setzen auf reflexive Formate», erzählt sie. So hat sie zum Beispiel die Reihe «Unruhe über Mittag» erfunden, wo über brennende Fragen und Themen in begrenzter Zeit debattiert werden könne.

«Wir haben den Freiraum für Gespräche mit Autoren, die mit ihren Erfahrungen einen genauen Blick haben für die Komplexität des Alltags. Das möchte ich nutzen, auch wenn einmal nur wenig Publikum kommt.» Mit grosser Emphase sagt es Gesa Schneider, die sich selbst als Idealistin bezeichnet, und geht stracks mit ihren beiden Hüten über die Limmat, in eines der Häuser, deren Herrin sie ist und nicht ist.

NZZ, 18.7.2015

Die neue Experimentierlust im Strauhof

Das Führungsduo des Zürcher Literaturmuseums sieht sich nach rund der Hälfte der Pilotphase auf Kurs

Seit zwei Jahren am Ruder im Strauhof: Rémi Jaccard und Gesa Schneider, die Leiterin des Literaturhauses. DOMINIC STEINMANN / NZZ

Frau Schneider, Herr Jaccard, Anfang 2015 haben Sie beide die Leitung des neu ausgerichteten Strauhofs übernommen. Wie sieht Ihre Bilanz aus?
Schneider: Positiv. Es hat eine unglaubliche Energie freigesetzt. Dadurch, dass wir mit so vielen Menschen zusammenarbeiten, auch aus unterschiedlichen Feldern, vom Filmpodium über das Theater Neumarkt bis zur Sternwarte, eröffnen sich ganz neue Wege, mit Literatur umzugehen. Aber wir suchen uns die Partner sehr bewusst aus, nicht nur aufgrund von Marketingüberlegungen. Es geht es nicht darum, Publikum zu bespassen, sondern um Deutungsangebote aufgrund gesellschaftlicher Aktualitäten.

Haben Sie Signale aus der Politik, was die Entwicklung des Hauses betrifft?
Schneider: Die sind, glaube ich, superhappy, zum Beispiel Peter Haerle.

Dieser hatte als städtischer Kulturchef das Haus schliessen wollen mit der These, Literaturausstellungen seien nicht mehr zeitgemäss. Kann er happy sein, wenn Sie seine These widerlegt haben?
Jaccard: Ich hoffe es. Zumal der Strauhof weiterbesteht, mit weniger Geld.
Schneider: Die Stadt kümmert sich innerhalb ihrer Möglichkeiten sehr gut um uns und um die Liegenschaft, dafür sind wir extrem dankbar.

Als wir nach Reaktionen aus der Politik fragten, meinten wir weniger Ämter, sondern eher den Gemeinderat, der über die Weiterführung befinden wird.
Schneider: Ja, das ist noch eine offene Frage, wir sind da auch gespannt. Aber das Verhältnis zwischen Subventionsbeitrag und Sichtbarkeit ist bei uns sehr gut. Und selbst auf konservativster Seite werden kulturelle Fähigkeiten wie Lesen und Schreiben noch nicht infrage gestellt. Das kommt uns zugute.

> «Die Möglichkeit, einen Reset zu machen, kann Energien freisetzen.»
>
> **Gesa Schneider**
> Co-Leiterin Strauhof Zürich

Sie, Frau Schneider, führen auch das Zürcher Literaturhaus. War es nicht die Idee, Synergien mit diesem zu nutzen?
Schneider: Natürlich gibt es beim Publikum Überschneidungen, wir haben das nicht im Detail analysiert. Wir organisieren ja auch gemeinsame Anlässe. Synergien ergeben sich zudem in der Vernetzung und Werbung. Aber die Häuser sollen bewusst unabhängig voneinander geführt werden, das schafft mehr Freiheit gerade für den Strauhof, wo wir viel experimenteller arbeiten können, etwa mit Nachtführungen und Performances. **Jaccard:** Wir haben ihn bewusst nicht zur Lesebühne gemacht, da es genug solche Angebote in der Stadt gibt, eben auch mit dem Literaturhaus.

Was ist neu und anders in Ihrem Angebot im Vergleich zum vorherigen?
Jaccard: Indem wir weiterhin auch Literaturausstellungen bieten, gibt es eine starke Verbindung zur Vorgängerinstitution. Aber unser Ziel ist es auch, in der Pilotphase möglichst viel zu testen: Wir loten mehr Möglichkeiten aus, Literatur ohne Originaldokumente zu inszenieren und neben dem klassischen Kanon auch experimentellere Inhalte zu vermitteln.
Schneider: Es sind zwei Schwerpunkte: Wir sind ein Experimentierfeld, haben gemäss unserem Kultur- und Bildungsauftrag nicht nur bestehende Pfade zu begehen; und wir geben der Literatur als wichtigem Faktor für die Stadt eine Plattform. Im Hintergrund ist die Frage, was ein Museum heute noch leisten und wie es funktionieren kann.

Und was funktioniert, was nicht?
Schneider: Bei den Ausstellungen funktionieren die monografischen eindeutig besser. Aber beim Rahmenprogramm, welches das Haus etwas dynamisieren soll, ziehen freakige, experimentellere Sachen wie der «Editathon» bei der Anarchie-Ausstellung. Diese Möglichkeiten lassen sich besonders gut mit den Wild Cards ausloten, die wir zwischen den dreimonatigen Ausstellungen jeweils für rund zehn Tage vergeben. Wir hatten etwa ein Callcenter, in dem Anrufenden Gedichte vorgelesen wurden. Das wurde zwar nicht so wahnsinnig stark genutzt, erwies sich aber als sehr interessanter Anlass zur Vernetzung junger Autorinnen und Autoren, die dann neue Projekte ausheckten. Es geht ja nicht nur um die Wirkung nach aussen, sondern auch darum, was man für die Szene bewirken kann.

Es gab einiges zerschlagenes Geschirr rund um den Strauhof, ehe Sie ihn übernahmen. Was spürt man davon noch?
Jaccard: Wenig. Wir konnten vergleichsweise unbeschwert loslegen, und viele Besucher sagen, es sei schön, dass es uns weiterhin gebe.
Schneider: Es ging bei dem Streit ja nicht nur um die Schliessung des Museums, sondern auch des Betriebs Strauhof. Dass wir das Haus unter den neuen Rahmenbedingungen übernahmen, haben uns einige nicht verziehen. Aber erfreulich ist doch, dass das Interesse weiter vorhanden ist. An unsere Vernissagen zum Beispiel kommen nach wie vor 300 bis 400 Leute. Und das Haus wird nun in ganz unterschiedlichen Kreisen wahrgenommen, auch weil wir stark mit digitalen Angeboten und Social-Medien arbeiten. Den Strauhof findet der Förderfonds Engagement Migros gerade darum interessant, da er sich damit befasst, wie Kultur andere, vor allem jüngere Zielgruppen erreichen kann. Wir sind ein Teil dieses Experimentierfelds.

Inwiefern gibt es einen Austausch mit den Leuten, die sich damals für die Erhaltung des Angebots einsetzten?
Schneider: Es gab einen Austausch, ohne dass sich etwas Konkretes daraus ergeben hätte. Und vier Personen, die vorher im Strauhof gearbeitet hatten, sind wieder bei uns beschäftigt.

Nach Ihrer Schilderung scheint das Haus aufzublühen, sich zu öffnen – und dies mit deutlich weniger Geld als vorher. Kann eine Beschneidung des Budgets also fördernde Wirkung haben?
Schneider: Ich würde es anders formulieren. Die Möglichkeit, einen Reset zu machen, kann Energien freisetzen. Ist das verbunden mit grosser künstlerischen Freiheit, die wir hier geniessen, und verbindlichem Leistungsauftrag, kann das positive Effekte haben. Jede länger bestehende Institution hat doch Strukturen, die etwas einschlafen, wenn man sie nicht ständig infrage stellt. Das merken Sie in der NZZ sicher auch.
Jaccard: Es braucht jedoch auch viel Engagement bis hin zur Selbstausbeutung. Wir haben ja beide bescheidene Stellenprozente. Das Positive geschieht in unserem Fall also eher trotz und nicht wegen des verminderten Geldflusses.
Schneider: Wir schreiben unsere Arbeitsstunden nicht so genau auf – wie bei vielen Häusern dieser Grösse ist da nichts mit bürokratischer Gemütlichkeit.

Es ist das Stichwort «Leistungsauftrag» gefallen. Was ist die Vorgabe bezüglich Besucherzahl, und erfüllen Sie diese?
Schneider: Wir haben zahlende 7500 Besucher pro Jahr als Vorgabe.

Das wäre etwa die Hälfte von vorher.
Schneider: Ja, soweit wir das überblicken können, hatten unsere Vorgänger sehr gute Zahlen. Jedenfalls haben wir das Ziel im ersten Jahr knapp übertroffen, und wir sind punktgenau im Budget. Friedrich Glauser lief extrem gut, wir hatten richtig viel Publikum und grosse Begeisterung in der Stadt. Dann kann man es sich auch erlauben, so Dinge zu machen wie «Anarchie».
Jaccard: Der Leistungsauftrag ist primär einmal, dass wir unter Einhaltung des Budgets drei Ausstellungen machen im Jahr und drei Wild Cards erteilen. Das ist klar möglich mit den Mitteln, die wir noch zusätzlich hereingeholt haben.

Wie viele sind das?
Schneider: Wir haben jetzt knapp 800 000 Franken im Jahr zur Verfügung für Betrieb, Ausstellungen und Veranstaltungen. Die Ressourcen sind nicht vergleichbar mit den vorherigen. Aber mit diesem Budget lässt sich arbeiten.

Also haben Sie den öffentlichen Beitrag durch Fundraising nahezu verdoppelt?
Schneider: Ja. Da sind wir deutlich über dem Leistungsauftrag. Das ist auch aufwendig, aber man muss das nicht immer utilitaristisch sehen. Es gilt, sich auf vielen Ebenen Verbündete zu schaffen.

Die brauchte das Haus vorher weniger. Sind Sie also die Hälfte Ihrer Zeit damit beschäftigt, Geld aufzutreiben?
Schneider: Der Hauptteil der zusätzlichen Mittel ist durch Engagement Migros und den Kanton bis zum Ende der dreijährigen Pilotphase gesichert. Weitere Gelder kommen von Stiftungen, die einzelne Ausstellungen unterstützen.

Woran spüren Sie besonders, dass die finanziellen Mittel beschränkt sind?
Jaccard: Um die notwendigen Einsparungen zu machen, gibt es eine Ausstellung weniger, das Museum ist einen Tag weniger offen, wir können kaum Werbung schalten, und die Vermittlung für Schulklassen ist nicht mehr gratis – das hat zusammen mit dem Spardruck in den Schulen grosse Auswirkungen. Bei Ausstellungen muss man gelegentlich Kompromisse eingehen, doch da richten wir uns von Anfang an auf das Mögliche aus. Natürlich gibt es auch einige Abstriche bei der Infrastruktur für die Besucher. Und vorher hatte es drei Aufsichtspersonen, jetzt noch eine, die auch die Kasse macht. Manchmal wird es aufgrund der Versicherungs- und Transportkosten auch schwierig bis unmöglich, gewisse Exponate zu erhalten.

Gibt es etwas, was Sie sich wünschten, wenn Geld keine Rolle spielte?
Jaccard: Einen Eingang zu gestalten, der ein anderes Eintreten erlauben würde. Und unseren Bekanntheitsgrad so zu steigern, dass der Strauhof über Literaturkreise hinaus als Ort für tolle Ausstellungen in den Köpfen verankert ist.
Schneider: Ich hätte total Lust, noch viele inhaltliche Schwerpunkte zu setzen, eine Ausstellung über Magie etwa oder ein Symposium zur Frage, was Ausstellen heisst. Arbeitet man auf drei Jahre befristet, entwickelt man unglaublich viel Energie und Wärme, aber keine Nachhaltigkeit. Ich würde da wahnsinnig gerne eine gewisse Ruhe hineinbringen. Dann könnten wir sehr gut funktionieren mit dem, was wir jetzt haben.

Interview: Thomas Ribi und Urs Bühler

Der neue Strauhof

urs. · Eigentlich hatte Zürichs Kulturförderung das Literaturmuseum Strauhof schliessen wollen zugunsten eines Jugendprojekts. Auf öffentlichen Druck hin wurde dies Mitte 2014 zurückgenommen, die Betriebssubvention auf 425 000 Franken im Jahr reduziert und eine neue Trägerschaft gesucht. Den Wettbewerb dafür gewann der Verein Literaturmuseum Zürich, gegründet auf Initiative der Museumsgesellschaft und des Literaturhauses. Dessen Leiterin Gesa Schneider mit 20 Stellenprozenten und der freie Kurator Rémi Jaccard mit 50 Prozenten übernahmen vor zwei Jahren das Ruder im Strauhof. Die Pilotphase läuft bis Sommer 2018, Ende 2017 wird der Gemeinderat aufgrund einer Evaluation über die Weiterführung befinden.

NZZ, 27.2.2017

Der Strauhof bleibt

Der Zürcher Gemeinderat sichert die Finanzierung

(pd) · Der Zürcher Gemeinderat hat beschlossen, dass das Literaturmuseum Strauhof nach einer dreijährigen Pilotphase in einen regulären Betrieb übergeführt wird. Die Stadt Zürich stellt dafür die Liegenschaft an der Augustinergasse 9 sowie einen um 50 000 Franken aufgestockten Betriebsbeitrag von 475 000 Franken zur Verfügung.

Das Resultat der Abstimmung sei eine klare Bestätigung der Arbeit des Teams rund um Rémi Jaccard und Gesa Schneider, heisst es in einer Medienmitteilung des Trägervereins. Insbesondere die Ausstellung zu Friedrich Glauser sei ein grosser Erfolg bei Publikum und Kritik gewesen. «Wir freuen uns sehr über diesen Entscheid, der ein wichtiges Zeichen setzt für den Literaturstandort Zürich», sagt Vorstandspräsident Christoph Wittmer.

Noch bis zum 10. Dezember zeigt der Strauhof die Ausstellung «Rilke und Russland», eine trinationale Kooperation zwischen dem Deutschen Literaturarchiv in Marbach, dem Schweizerischen Literaturarchiv in Bern und dem russischen State Literary Museum Moskau. Am 7. Februar 2018 wird im Strauhof die Ausstellung «Das Wort» im Rahmen des Jubiläums «500 Jahre Zürcher Reformation» eröffnet.

NZZ, 1.12.2017

Beunruhigende Nachrichten vom roten Planeten

Das Museum Strauhof hebt ab zu literarischen Forschungsreisen auf den Mars

Bekannter Ort, neue Konzepte: Das Zürcher Museum Strauhof startet in sein zweites Leben als Literaturmuseum. Unter neuer Leitung und mit einem ausserirdischen Thema.

THOMAS RIBI

Er ist gut 225 Millionen Kilometer von der Erde entfernt. Das ist zweifellos nicht gerade wenig; die Reise dahin würde immerhin rund sieben Monate dauern. Aber irgendwie steht uns unser Nachbarplanet Mars trotzdem seltsam nah. Wesentlich näher jedenfalls als die Nachbarin Venus, warum auch immer. Natürlich ist und bleibt Mars ein Fremder. Aber ein Fremder, den man auf eigenartige Weise ein bisschen besser zu kennen glaubt als andere Fremde. Ein Fremder, von dem man etwas genauere Vorstellungen zu haben meint. Und das nicht erst, seit der Nasa-Roboter «Curiosity» vor drei Jahren Bilder auf die Erde geschickt hat, die uns Landschaften zeigen, in denen wir uns ein Leben zumindest fast vorstellen könnten.

«Hallo Erde, wir kommen!»: Der Zürcher Strauhof nähert sich der Erde auf dem Umweg über den Mars. KARIN HOFER / NZZ

Wunsch, Phantasie, Projektion

Der Mars also: Vielleicht hat es ja eine innere Folgerichtigkeit, dass der Strauhof in Zürich die erste Ausstellung unter neuer Leitung ausgerechnet dem roten Planeten widmet. Natürlich gibt es dafür ausreichend literarische Gründe. Seit Jahrhunderten ist der Mars im Blick des Menschen. Und das nicht nur als Objekt naturwissenschaftlicher Forschung, sondern mindestens ebenso intensiv als Gegenstand literarischer Imagination – als Brennpunkt von Wunschvorstellungen, Spiegel irdischer Phantasien, Projektionsfläche überirdischer Utopien und Sammelbecken ebenso kühner wie abstruser Gegenentwürfe zum irdischen Leben, das manchmal ernüchternd berechenbar und enttäuschend gleichförmig verläuft.

Wenn sich das Museum Strauhof dem Literaturphänomen Mars widmet, macht es damit aber auch deutlich, dass ein zweiter Blick auf scheinbar Vertrautes generell lohnt und dass es richtig war, dem altvertrauten Zürcher Literaturmuseum nach dem Schliessungsentscheid von 2013 die Chance auf ein zweites Leben zu geben – wenn auch vorderhand nur für drei Jahre und mit wesentlich weniger Geld. Genauso wie man die literarische Topografie des Mars mehr oder weniger zu kennen glaubte und nun zur Kenntnis nimmt, dass in den weiten Sandwüsten einiges bisher Unbekannte kreucht und fleucht – genauso zeigt die Ausstellung «Mars – Literatur im All», dass sich Literatur nicht ausstellen lässt, aber dass es lohnend ist, über Inszenierungen neue Wege zu ihr zu erschliessen. Sie zeigt, dass es in Sachen Literaturausstellung schwer ist, das Rad neu zu erfinden, zeigt aber auch, dass sich mit frischen Ideen trotz einfachen Mitteln viel erreichen lässt. Und sie zeigt, dass Zürich etwas fehlen würde, wenn es keinen Ort gäbe, in dem den imaginären Bildern, die Literatur in unseren Köpfen auslöst, reale Bilder gegenübergestellt werden.

Die Spurensuche, die die neue Leiterin des Strauhofs, Gesa Schneider, zusammen mit Rémi Jaccard und dem Zürcher Germanisten Philip Theisohn erarbeitet hat, setzt dort an, wo jede literarische Beschäftigung mit dem Mars ihren Ausgang nehmen muss: bei der Unendlichkeit des Alls, bei der verstörenden Leere eines Planeten, an dessen Unbewohntheit man einfach nicht glauben kann. Einsam zieht ein dienstfertiger Roboter auf dem rot bemalten Boden des Museums zwischen Ausstellungsbesuchern seine Kreise. Dass er mit einer Videokamera bestückt ist und Live-Bilder in den ersten Stock schickt, erfährt man erst später. Dann nämlich, wenn man dort, ermattet von der Reise durch fünf Jahrhunderte Marsologie, vor einem Bildschirm sitzt und die bizarren Bilder aus dem Erdgeschoss fast so fasziniert betrachtet, als seien es beunruhigende Nachrichten aus einer anderen Welt.

Zunächst aber hört man hin: Auf fünf Hörstationen erzählen Texte von Franz Hohler bis Hannah Arendt vom Weltall, von der Entstehung der Welt, von der Sehnsucht des Menschen nach fernen Planeten und von seiner unerschütterlichen Vorstellung, dass es ausserhalb der Erde von menschlichem Leben geprägte Planeten gibt. Menschliches Leben? Natürlich nicht, oder zumindest nicht so, wie man das von der Erde gewohnt ist. Seit dem 18. Jahrhundert gehören Utopien über Zivilisationen auf dem lebensfeindlichen Planeten zum festen Repertoire der Weltliteratur genauso wie der Trivialliteratur. Und es ist faszinierend, wie sich wissenschaftliche Erkenntnis, pseudowissenschaftliche Spekulation und wilde Phantasie gegenseitig zu immer neuen Bildern eines Lebens jenseits des irdischen Lebens anregen.

Zweite Erde

Von Johann Christoph Röhlings «Reise eines Marsbewohners auf die Erde» von 1791 bis zu Georg Kleins 2013 erschienenem Roman «Die Zukunft des Mars» ist der Mars einerseits Heimat vernunftbegabter Wesen, die feiner und geistiger sind als wir Menschen, die aber, wenn sie zur Erde kommen, gerade deshalb zu einer vitalen Bedrohung für uns werden können. Anderseits ist der Mars stets auch Ziel menschlicher Entdeckungsreisen und eine Art zweiter Erde. Spielwiese für Sozialutopien und Zufluchtsort für eine Menschheit, die ihre Erde unbewohnbar gemacht hat. Übrigens, vielleicht werden die literarischen Phantasien ja bald Wirklichkeit. 2027 will eine niederländische Stiftung die erste ständige Siedlung auf dem Mars eröffnen. Tickets können gebucht werden. Eine Rückkehr zur Erde ist allerdings nicht geplant.

Zürich, Strauhof, bis 3. 1. 2016.

NZZ, 25.9.2015

Fantasien vom roten Planeten

VON TORBJÖRN BERGFLÖDT

Unbekömmliche kosmische Strahlung, ungemütliche Temperaturen, Klimaschwankungen und Stürme: Wirtlich ist es nicht auf dem zweitkleinsten Planeten des Sonnensystems, der wie ein instabiler Kreisel durchs All trudelt. Als 1965 die Sonde „Mariner 4“ der Nasa erste Bilder von der Wüste aus Sand und Fels zur Menschheit schickte, hatte diese den Mars, von dessen innerem Nachbarplaneten aus, freilich längst mit Fantasien aller Art belebt und kolonisiert. Und auch danach ist die irdische Lust, sich mit dem „roten Planeten“ literarisch zu beschäftigen, nicht erlahmt.

„Mars – Literatur im All“ titelt in Zürich die sehenswerte erste Ausstellung des Strauhofs unter dessen neuer Trägerschaft, dem Verein „Literaturmuseum Zürich“, und der neuen Leitung von Gesa Schneider und Rémi Jaccard. Ein passendes Thema für den Beginn der vorerst dreijährigen Pilotphase am Strauhof, zumal der Mars, wenn wir einmal von unserer Erde absehen, in der Tat der am dichtesten „beschriebene“ Planet dieses Sonnensystems ist, ja, recht eigentlich als literarischer Ort gelten kann. Entstanden ist die von Schneider kuratierte Schau in Kooperation mit dem Projekt „conditio extraterrestris“ der Universität Zürich und den Szenografen „SchmauderRohr“.

Aus leicht extraterrestrisch anmutenden Halbkugeln über den Köpfen der Besucher erklingen zu Beginn Geschichten von Franz Hohler, Hannah Arendt, Kim Stanley Robinson und anderen. Es geht ums All und die Entstehung der Welt, um die Sehnsucht von uns Erdenbewohnern nach anderen Planeten und darum, wie wir den 225 Millionen Kilometer entfernten Mars mithilfe unserer Imaginationskraft beleben. Kapitel zwei handelt davon, wie die Wahrnehmung des Mars über die Jahrhunderte hinweg verlaufen ist – astronomisch und astrologisch, sprachwissenschaftlich und literarisch sowie kartografisch.

Eine Zeitleiste, die mit dem Aufstieg ins obere Stockwerk des Museums beginnt, protokolliert wichtige Stationen der Mars-Erkundung. Oben erwartet die Besucher unter anderem eine repräsentative Auswahl aus der einschlägigen Literatur. Es geht um Fluchtfantasien und Albträume, um Utopien und Ängste, die wir hineinprojizieren in den rostreichen „roten Planeten“, der aufgrund der Färbung seiner Oberfläche durch Eisenoxid-Staub von verschiedenen Kulturen mit Kriegsgottheiten in Verbindung gebracht worden ist.

Der Begleitkatalog ergänzt und spiegelt die Züricher Mars-Schau.

Zürich, Augustinergasse 9. Bis 3.1. Mi/Fr 12-18, Do 12-24, Sa/So 11-17 Uhr. Reader und Rahmenprogramm. **www.strauhof.ch**

Südkurier, 22.12.2015

In Mattos eisernem Spinnennetz

Das Zürcher Museum Strauhof widmet seine neue Ausstellung dem Schriftsteller, Morphinisten und Wachtmeister-Studer-Erfinder Friedrich Glauser.

Christoph Schneider

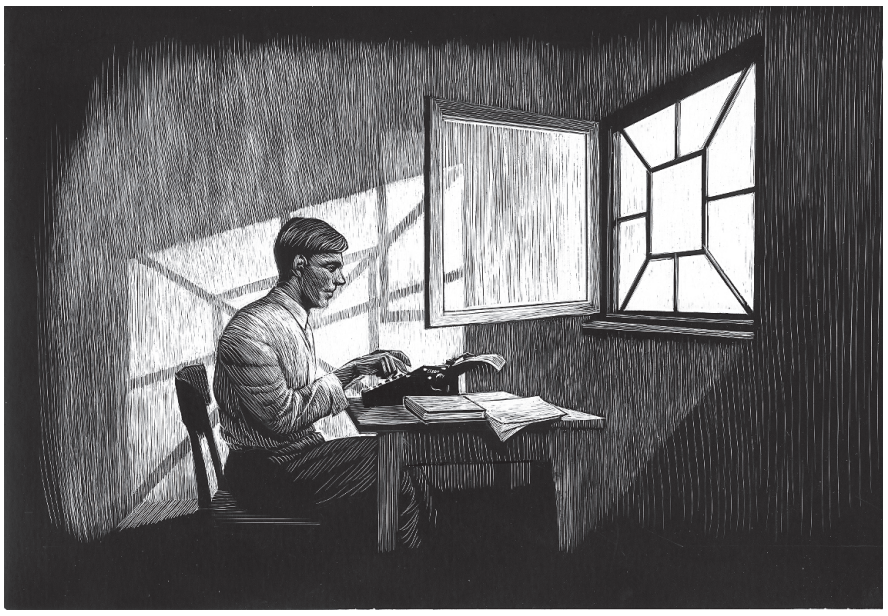
Dies am Anfang einer biografischen Notiz: «1896 geboren in Wien von österreichischer Mutter und Schweizer Vater. Grossvater väterlicherseits Goldgräber in Kalifornien (sans blague), mütterlicherseits Hofrat (schöne Mischung, wie?)»; und dann am Ende nur das: ««Et plus voilà. Ce n'est pas très beau . . .», gezeichnet Friedrich Glauser. Darauf wars eben hinausgelaufen, als der Schriftsteller vierzig war. Auf dieses Resümee der eigenen Existenz, von der er nicht viel hielt; auf die lakonische Erkenntnis, dass es schon etwas mehr Schönes vertragen hätte, dieses Leben, und dass die Herkunft mehr versprochen hatte, als die Biografie dann hielt.

Es steckt viel in diesem «pas très beau», vielleicht sogar das Eingeständnis, dass, wenn schon alles nicht «sehr» schön gewesen sei, es doch manchmal ein bisschen schön war. Helldunkel sozusagen, und deshalb heisst nun die Ausstellung, die das Zürcher Museum Strauhof Friedrich Glauser (1896–1938) widmet, auch so: «Ce n'est pas très beau». Man geht in ihr – buchstäblich – durch glausersche Dunkelwelten in eine gedämpfte, massvolle Helligkeit, und aus Worten wird gewissermassen Seelenszenografie (Inszenierung: Simon Husslein). Im Parterre: die Düsternis, er schaut einen gleich an in Lebensgrösse (oder fast), so wie er war im Jahr 1937, herausfordernd und, wie es scheint, etwas misstrauisch. Man hört seine Stimme, ein schleppendes Wienerisch, und sie begleitet einen, wie man sagen könnte, ins Reservoir der Motive, aus dem Glauser, wenns heller in ihm war, Literatur schöpfte.

Leben auf der Schleuderspur

In Zitaten haben die Kuratoren Christa Baumberger (Schweizerisches Literaturarchiv) und Rémi Jaccard (Strauhof) die wilde innere Unordnung dieses Autors geordnet, aber nicht gezähmt: dieses lebenslange Schleudern zwischen dem Cafard, jener kummervollen, galgenhumorvollen, heimatlosen Melancholie und der Kreativität, die sich Heimat herbeischreiben wollte.

Die Szene erinnert an die verzierten, aber ausbruchssicheren Gitterfenster der psychiatrischen Klinik Burghölzli, die der drogensüchtige, tuberkulöse



«Pas très beau»: Friedrich Glauser (1896–1938). Illustration: Hannes Binder / Limmatverlag

Glauser als «eiserne Spinnennetze» zeichnete, in denen Matto, der Gott des Irrsinns, «die dummen Träume der Aussenwelt fängt, damit sie die Ruhe des Himmelreichs nicht stören». Und da, in diesem Netzwerk, kann man sich im Strauhof nun auf die per Video eingespielten Assoziationen von Experten einlassen (der Verleger Bernhard Echte ist dabei und der grandiose Glauser-Illustrator Hannes Binder). Oder man kann sich aufs eigene Assoziieren verlassen, bevor man sich – wir sind immer noch im Parterre, die Stimmung ist düster – auf die «Zeitlinie» begibt, wo die Schleuderspuren in Glausers Leben real werden: der Vater, der ihn hat entmündigen lassen; die Irrenhäuser und Baumschulen (was für ein Sinnbild für den Zwang zum geraden Wuchs); die Fremdenlegion; und die Morphiumsucht, die sich literarisch gut macht (Glauser kannte seinen Baudelaire), aber in der Realität eine Sauerei ist.

All dem hat Friedrich Glauser Literatur abgewonnen und abgezwungen. Deshalb ist es im Obergeschoss des Strauhofs dann heller, selbst über Randlingen («Matto regiert»), dem Kondensat aller Psychiatrien, in denen Glauser einsass. Und da ist er dann auch, der Wachtmeister Studer, der in seinem Leben ein paar sehr sympathische Mörder kennengelernt hat und es eher mit dem «Gesindel» hält als mit seinen Vormunden. Der weiss vom Chaos in sich und hat die Fähigkeit, es zu kontrollieren, und vielleicht ist er der Vater, den Glauser sich gewünscht hat, oder der Mann, der Glauser gern gewesen wäre, ein Schweizer und ein Fremder in der Schweiz und in Frieden mit beiden.

«Unheimlich zerklüftet»

Die Ausstellung findet im Dada-Jubiläumsjahr statt, das passt. Denn in Glausers biografischer Skizze, die so unschön endet, heisst es zwischen «Ein Semester Chemie» und «Flucht nach Genf» auch: «Dann Dadaismus». 1918 unterschrieb er ein entsprechendes Manifest. So recht von Herzen war er wohl nie Dadaist. Aber Emmy Ball-Hennings, die es war, mochte ihn sehr. Es gilt im Übrigen beim Verlassen der Ausstellung ihre 1939 nicht ganz beantwortete Frage immer noch: «woran dieser seltsame, liebe Mensch eigentlich gestorben ist. Am Leben oder an einer bestimmten Krankheit? Ich möchte das wohl wissen. Er war doch noch jung, aber das Bild, das ich zuletzt von ihm sah, ist unheimlich zerklüftet.»

Bis 1. Mai. Die Ausstellung «Friedrich Glauser – Ce n'es pas très beau» wird von zahlreichen Veranstaltungen begleitet. www.strauhof.ch.

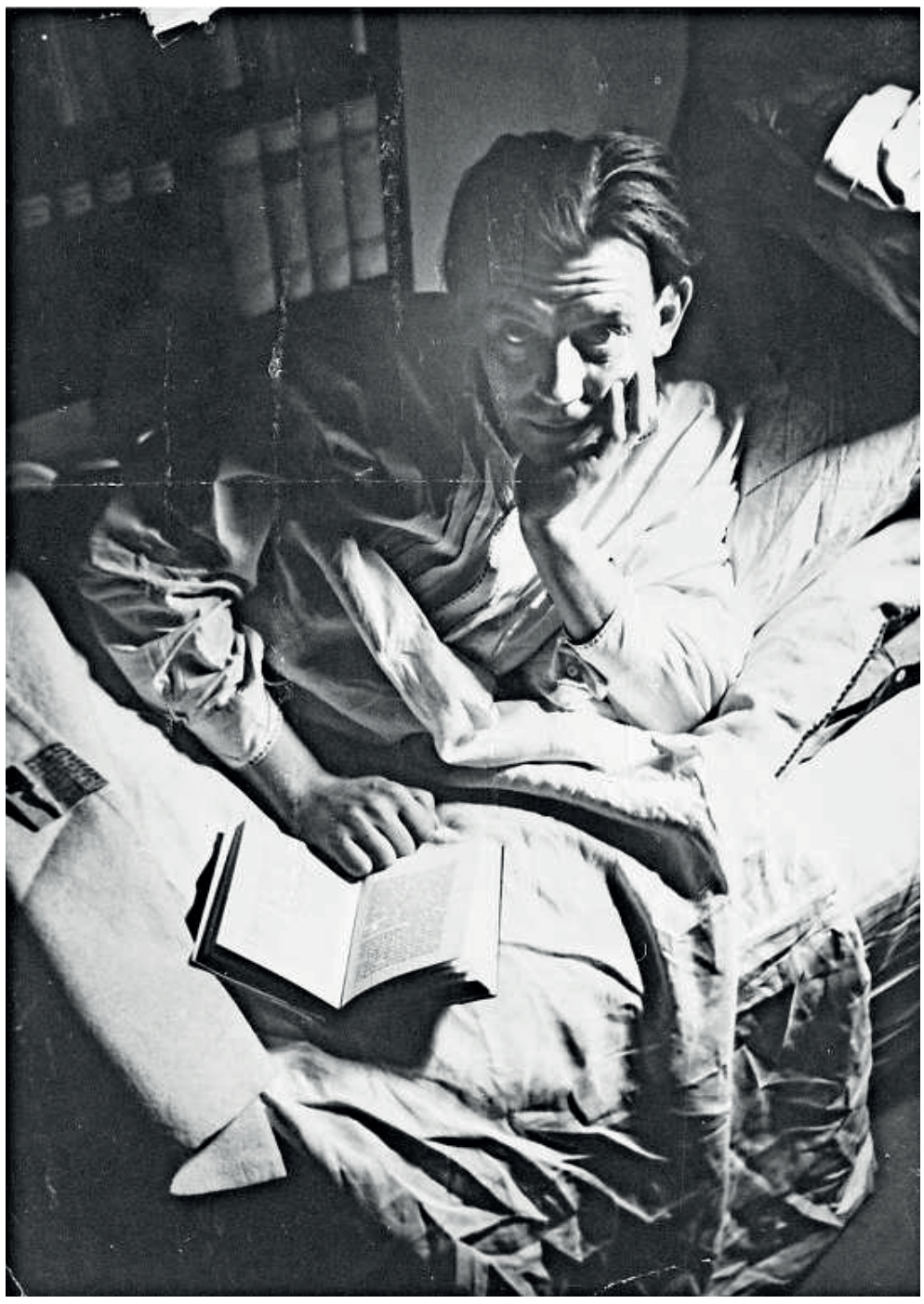
Tages Anzeiger, 5.2.2016

Zwischen Wunsch und Verzweiflung

AUSSTELLUNG Friedrich Glauser (1896–1938) weiss viel von Menschen, seine Romane halten jeder erneuten Lektüre stand. Nun kann man ihm und seinem Werk im Zürcher Strauhof begegnen.

«Bitte, teilen Sie mir mit, woran dieser seltsame, liebe Mensch eigentlich gestorben ist. Am Leben oder an einer bestimmten Krankheit? Ich möchte das wohl wissen. Er war doch noch jung, aber das Bild, das ich zuletzt von ihm sah, ist unheimlich zerklüftet.» So fragt Emmy Ball-Hennings in ihrem Brief vom 20. März 1939 Friedrich Witz, den Redaktor für Literatur an der «Zürcher Illustrierten», der dort einige von Glausers Romanen in Fortsetzungen publiziert hatte. Friedrich Glauser war dreieinhalb Monate zuvor gestorben, man versuchte sich sein bewegtes, abenteuerliches und je nach Standpunkt gescheitertes Leben in Erinnerung zu rufen.

> «Nicht Abenteuer und spektakuläre Wendungen, sondern die Suche nach Motiven und Ursachen steht im Zentrum von Glausers Geschichten.»
>
> *Rémi Jaccard im Reader zur Ausstellung*



Friedrich Glauser: Ein Aussenseiter, der auf seinem Aussenseitertum beharrte – Begründer des deutschsprachigen Kriminalromans der neueren Zeit, ein Klassiker, immer wieder neu zu lesen, 1937. *© Gotthard Schuh / Fotostiftung Schweiz*

«Heimat hab ich auch keine»

Emmy Hennings und Hugo Ball gehörten zu jenen Künstlern und Dadaisten, die dem jungen Friedrich Glauser 1916 in Zürich begegneten. Der war gerade volljährig geworden, hatte sich vom Elternhaus losgesagt und die Matur nachgeholt, hatte bereits einiges veröffentlicht, nahm 1917 selbst an zwei Dada-Soirées teil und geriet immer mehr in Schwierigkeiten, nicht nur finanzieller Art.

Dieser «liebenswürdige Junge (...), sehr hübsch und offenherzig» (Emmy Ball-Hennings), einziges Kind eines autoritären Schweizers und einer Grazerin, die verstarb, als er vier war, hatte überhaupt schon manches hinter sich, darunter einen ersten von vier Selbstmordversuchen – Jahre der Entmündigung, der Morphiumsucht, Jahre von Flucht, Krise und Anstaltsleben sollten folgen. Zu Berthe Bendel, Gefährtin seiner letzten Jahre, sagt er 1933: «Und so das ganze Leben ist man herumgetorkelt u. hat die Mutter gesucht. Und Heimat hab ich auch keine, ich bin doch erst mit 13 Jahren in die Schweiz gekommen.»

Tatsächlich: «Ce n'est pas très beau ...», wie es im Titel der Ausstellung heisst und wie es Glauser im Juni 1937 an Josef Halperin geschrieben hat. Der Redaktor der linken Wochenschrift ABC hatte ihn um Lebensdaten gebeten, wollte er doch «Gourrama», Glausers «Roman aus der Fremdenlegion», in seiner Zeitschrift veröffentlichen. Auf die Worte, mit denen Glauser die knappen Ausführungen eines Lebens zwischen Wunsch und Verzweiflung beschliesst, folgen freilich noch ein paar mehr: «... mais on fait ce qu'on peut», geht es weiter.

Hellhörig und wach

Wie viel er «konnte», bei allen Widrigkeiten, mit denen er ein Leben lang zu kämpfen hatte, wird dem Besucher dieser stimmigen Ausstellung sehr bewusst. Sie macht mit Einblicken in seine Werke und Briefe erneut klar: Glauser war ein unglaublich hellhöriger, aufmerksamer Zeitgenosse. Voller Gespür und Verständnis fürs Allzumenschliche, wach und weitsichtig im politischen Bereich. Ein schöpferisch begabter Frühreifer, kritisch gegenüber dem bürgerlichen Milieu, aus dem er stammte, ein Milieuschilderer erster Güte. Einer, der immer wieder am Abgrund stand und nicht nur, weil er drogenabhängig war und sich einer Psychoanalyse unterzog, einen tiefen Blick für Abgründe hatte, für eigene wie für fremde. Ob er, falls er in die Lage dazu gekommen wäre, einen Essay über die «Schweiz als Irrenanstalt» geschrieben hätte?

Wir wissen es nicht. Aber wir wissen, wie sehr ihn, den Anstaltserfahrenen – zwischen 1918 und 1938 hat Glauser mehr als zehn Jahre in Anstalten verbracht –, der Gedanke beschäftigte, den er in «Matto regiert» zumindest in Ansätzen gestaltet hat: «Warum, ich bitte Sie, warum soll man nicht einmal versuchen, eine Art Spiegelbild der Menschheit zu geben, indem man eine 'geschlossene Anstalt' zeigt (...).» (Brief an Martha Ringier, 6. Feb. 1936)

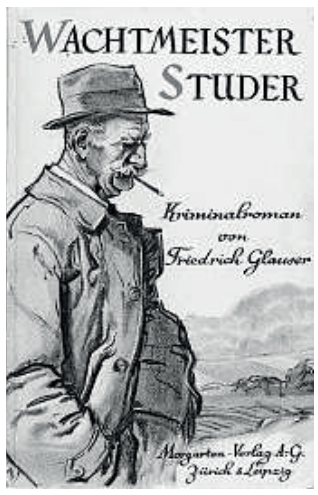
Für «Matto regiert» und für «Gourrama», die beiden wohl bedeutendsten Glauser-Romane, wurden in der Ausstellung je eigene Räume eingerichtet, auch sie – da blaues, dort gelbes Licht, dazu im «Matto»-Raum «Handharpfen»-Klänge, wie sie Wachtmeister Studer in der Randlinger Anstalt mitunter nervten – so atmosphärisch, wie es den Werken dieses Autors entspricht.

Da sind wir bereits im Obergeschoss, in dem alles hell ist, von den kongenialen, die Räume mitbestimmenden Illustrationen von Hannes Binder abgesehen. Im Gang findet das Dada-Kapitel kurze Erwähnung, dann tritt Wachtmeister Studer auf: in Film, Theater und Musik, am nachhaltigsten in der Gestalt von Heinrich Gretler, der lange Zeit bekannter war als der Mann, der Studer zum Leben erweckte – und der dies eigentlich nur tat, weil er endlich mit Schreiben Geld verdienen wollte und meinte, er könne es so machen wie Simenon mit seinem Maigret.

Im Spinnennetz

Dokumente, Briefe, Charakteristiken und Urteile machen deutlich, in welche Abhängigkeiten der Schriftsteller und Mensch Friedrich Glauser verstrickt war, selbst gemachte und auferzwungene. Wie erniedrigend es war, wenn er seinem Vormund für jede Ausgabe Rechenschaft ablegen, um mehr Geld, um ein Stück Freiheit nachfragen musste. In Glausers Werk ist vieles davon aufgehoben.

Im Erdgeschoss aber muss der Besucher zuerst durchs Dunkle, muss durch den gitterfenstrigen, Matto-spinnennetzhaften Raum mit den Hörbildstationen (Bernhard Echte, Martin Killias, Sabina Altermatt, Hannes Binder ...) und Glauser-Zitaten: verschiedene Ansichten, Meinungen, Stimmen – zu Glausers Person, zum Schreiben, zum Kriminalroman, zu Studer, zum Dichter und Künstler; verschiedene Blickwinkel, Zuspruch und Widerspruch. Danach muss der Besucher weiter, muss (doch es ist gut gemacht und eigentlich kein Müssen) anhand von Fakten und einigen Fotografien Glausers Lebensweg abschreiten. Man hat noch immer Bernhard Echtes Wort im Ohr, der von Glauser sagt: «Er konnte nur eines: Er konnte nur schreiben.» *Angelika Maass*



Jakob Studer – auch er weiss, was Scheitern heisst. Erstausgabe 1936.

Glausers Anstaltsroman von 1936 ist noch immer unheimlich aktuell.

DATEN UND FAKTEN

Die Ausstellung «Friedrich Glauser – Ce n'est pas très beau» dauert bis 1. Mai. Kuratoren: Christa Baumberger und Rémi Jaccard; Szenografie: Simon Husslein.
Geöffnet Mi–Fr 12–18 Uhr, Do 12–24 Uhr, Sa/So 11–17 Uhr.
Nächste öffentliche Führung: So, 28. Feb., 14 Uhr.
Zur Ausstellung ist ein **reich illustrierter Reader** erschienen (hrsg. von den Kuratoren, 120 S., ill., 12 Fr.). An zwei Donnerstagen (18. Feb. und 14. Apr.) heisst es jeweils von 20 bis 23 Uhr: «Der **Fall Glauser. Lesung** aus den 1700 Aktenseiten zu seinem Leben». Wer im **Lesesalon** im Obergeschoss, wo zwei Dutzend Werke von und über Glauser bereitstehen, auf den Geschmack gekommen ist, kann gleich im Strauhof Lektüre erwerben. Für Freaks, Viel- und Briefleser zusätzlich empfehlenswert: die zweibändige Ausgabe der **Glauser-Briefe** – pralles Leben und Schweizer Zeitgeschichte! *aa*

Der Landbote, 13.2.2016

Anarchie – eine Sache des Lebens

STRAUHOF Von A wie Annette Amberg bis Z wie Stefan Zweifel, von Zwingli und Proudhon bis zu Enzensberger und Katze mit Hut: Das Zürcher Museum Strauhof präsentiert «Anarchie! Fakten und Fiktionen».

Anarchisten – Verbrecher? Sacco und Vanzetti (links) bekamen jedenfalls keinen gerechten Prozess und wurden 1927 hingerichtet. Plakat, um 1927. *Bilder pd*

Ich gebs zu: Zuerst war ich skeptisch. Aber dann passierte das, was eigentlich immer passieren sollte, wenn man, zum Beispiel, eine Ausstellung besucht: Man wird in ein Gespräch verwickelt, ein anregendes, aufregendes, spannendes, schwieriges, witziges Gespräch, in einen Dialog oder eine Vielzahl von Dialogen – Zustimmung, Widerspruch, (fast) alles ist möglich. Wer die Bereitschaft mitbringt, sich hineinziehen, sich verwickeln zu lassen, wer lesen und sich immer wieder festlesen mag, dem geht in der neuen Strauhof-Ausstellung ein weites Feld auf; die eigene ethische Haltung steht dabei zur Diskussion, immer wieder neu und anders.

Nicht alles ist Lesearbeit. Als ewiges Kind hat mich bei einem ersten Rundgang durch «Anarchie! Fakten und Fiktionen» der Beitrag von Julia Zutavern besonders angesprochen. Die Filmwissenschaftlerin ist eine von über dreissig Personen (beziehungsweise Institutionen oder Kollektiven), die von den Ausstellungsmachern angefragt wurden, ihr persönliches Verständnis von Anarchie zu präsentieren. «Alle Teilnehmenden wurden gebeten, einen Text und ein Objekt zu bestimmen und deren Bezug zur Anarchie in einem kurzen Kommentar zu erläutern.» Bei Julia Zutavern kommen so zusammen: die Erinnerung an eine Schulstunde und ein Buch, die Erinnerung an ein weiteres Buch und, so wird das Ganze sinnlich, ein längerer Filmausschnitt.

Freie Gesellschaft

Das geht dann so: Für den Lehrer, an den sich Zutavern erinnert, ist der Begriff Anarchismus ausschliesslich negativ besetzt: «Chaotisch, zügellos, unberechenbar.» Schülerin Zutavern aber denkt daran, was sie in Horst Stowassers Anarchistenfibel «Freiheit pur» (1995) gelesen hat, und assoziiert vielmehr Freiheit und Glück. Sie widerspricht dem Lehrer mit einem Stowasser-Zitat: «Anarchie mit Chaos, Zügellosigkeit und Unberechenbarkeit zu übersetzen, ist etwa genauso korrekt, wie Zahnarzt mit Folter zu übersetzen.» Und wenn Stowasser die «freie Gesellschaft der Gleichberechtigung» propagiert, erinnert sich Zutavern an eine Kinderbuchlektüre, die ihr die Vorstellung von einer solch freien Gesellschaft und idealen Gemeinschaft vermittelt hat. Es ist Simon und Desi Ruges Kinderbuch «Katze mit Hut» (1980), wir finden es zusammen mit Stowassers Anarchistenfibel ausgestellt. Zutaverns Text zu diesen Objekten stellt die Verbindungen her, und der Film – ein zauberhaftes Stück aus der Augsburger Puppenkiste – macht dieses (mehr oder weniger) herrschaftsfreie Zusammenleben vor unseren Augen lebendig.

Da geht es um Freiheit und Individualität, um Selbstverantwortung; und auch die Hausbesetzerszene ist nicht weit. Denn die Katze mit Hut, zu der sich nach und nach das Dudelhuhn Marianne, der Seefahrerhund Kapitän Knaak oder der Stolpervogel gesellen, ist in das leer stehende Haus eingezogen, ohne Miete zu zahlen. Tut sie Hausbesitzer Maulwisch nicht einen Gefallen, wenn sie dessen unglückliche Kindheit, die sich festgesetzt hat in den Mauern des Hauses an der Backpflaumenallee 17 in Stackeln an der Kruke, regelrecht herauswohnt?

Vereint im Protest

Andere Hausbesetzer beziehungsweise Mieter hatten weniger Glück, obwohl ihre «anarchischen» Proteste hohe Wellen warfen und die Medien engagiert berichteten: Die Wohnhäuser an der Venedigstrasse in Zürich wurden abgerissen, damit dort ein Einkaufszentrum und Büros entstehen konnten; der Engi-Märt, inzwischen ebenso verschwunden wie die Strasse, die Häuserbesetzung Venedigstrasse 1971: Geschichte. Der «Mieterinnenkampf um die Häuser an der Venedigstrasse, Januar – 14. April 1971» ist Stadtwanderer Mischa Brutschins Beitrag zum weiten, facettenreichen Panorama der Anarchie, das sich im Strauhof auftut; zu sehen sind Ausschnitte aus seinem mehrstündigen Video «Allein machen sie dich ein» (2010), das den Kampf um ein selbstbestimmtes Leben in Zürichs Strassen von 1979 bis 1995 dokumentiert.

> «Anarchie ist nicht eine Sache der Forderungen, sondern des Lebens.»
>
> *Gustav Landauer, 1870–1919*

Der Venedigstrasse konnte man bereits unten, im Erdgeschoss der Ausstellung, begegnen, bei Christian Haller, der sich mit einem ganz besonderen Exemplar seiner Zunft, dem Schriftsteller Adrien Turel, beschäftigt. Der machte sich im letzten Drittel seines Lebens daran, an der Venedigstrasse ein «die ganze Menschheit überschauendes Weltobservatorium zu errichten». In ihm und in den Schriften Turels fand der junge Haller damals «eine Freiheit, die ich im Alltag vermisste», entdeckte darin «ein anarchisch-poetisches Nachdenken über die Welt».

Man merkt es nur schon an diesen drei Beispielen: Gesa Schneider und Rémi Jaccard vom Strauhof und Annette Amberg und Philip Sippel als Projektleiter geht es nicht um eine «Definition» von Anarchie, sondern darum, was die verschiedensten Künstler, Autoren, Historiker, Wissenschaftler, Aktivisten unter Anarchie verstehen, was ihnen dazu einfällt, oft erzählerisch, spielerisch, auf keinen Fall stur, manchmal ein bisschen daneben. Und es geht, auch das wird beim Gang durch die Ausstellung rasch deutlich, vor allem um die positive Seite von Anarchie: Freiheit, Herrschaftsfreiheit, Selbstverantwortung, Engagement…

Fritz Brupbacher, der wilde Arzt und Revoluzzer aus Zürich, der für die Emanzipation der Frau und «gegen die Borniertheit des Durchschnittsmannes» kämpfte, sagt es im Strauhof plakativ und deutlich: «Ein Hirn haben heisst Anarchist sein.» Dagegen wirkt der Satz Gustav Landauers, des grossen Anarchismus-Theoretikers und -Aktivisten, geradezu philosophisch: «Anarchie ist nicht eine Sache der Forderungen, sondern des Lebens.»

Lebendige Utopie

Bei Landauer ist auch Kropotkin nicht fern, den wichtige Erfahrungen mit der Schweiz verbinden. Der junge Filmer Cyril Schäublin führt uns in seiner kleinen, persönlich gestalteten Geschichtslektion («Kropotkin», 2016) zu ehemaligen Uhrenarbeitern und -arbeiterinnen und in «die jurassischen Täler, für deren Menschen Kropotkin seine anarchistischen Visionen entworfen hat»: Berührend ist das und erinnert daran – mir jedenfalls erging es so –, dass Anarchie, wie so vieles letztlich utopisch angelegt, zumindest in überschaubaren Gemeinschaften funktionieren kann, funktionieren könnte. *Angelika Maass*

DATEN UND FAKTEN ZUR STRAUHOF-SCHAU

Anarchie! Fakten und Fiktionen

Die Ausstellung im Museum Strauhof dauert **bis 4. September.** Mi/Fr 12–18, Do 12–24, Sa/So 11–17 Uhr. Zur Ausstellung ist ein 140-seitiger **Reader** erschienen (12 Franken).

Vier öffentliche Führungen, jeweils So, 14 Uhr; die erste findet am 19. Juni statt. Bereits nächsten Mi: **Unruhe über Mittag,** Führung mit den Projektleitern Annette Amberg und Philip Zippel, 12 und 15 Uhr. Auch diesmal gibt es die langen Donnerstage: **Engagement nocturne,** mit freiem Eintritt 18–24 Uhr. Vielfältiges Rahmenprogramm, auch für Kinder. Am 19. und 26. Juni im Zürcher Kino Xenix zu sehen: «Projekt A – **Eine Reise** zu anarchistischen Projekten in Europa».

Obwohl die Ausstellungsmacher keinen bestimmten Weg vorschlagen, beginnt man am besten unten, wo es um Schweizer Positionen geht. Daneben, im **Archiv,** kann man sich dann oder später zu Schlagwörtern wie Arbeit, Gewalt, Literatur schlau machen, Textseiten kopieren etc. Und sonst? Suchen Sie sich aus, was Ihnen gerade passt oder **Sie anspringt** – sich mit allem sorgfältig zu beschäftigen, gelingt einem sowieso nicht. Wer mag, greift am Ende zum Glas und bereitet sich einen Tee aus **Special Gunpowder** aus China. *aa*

Der Landbote, 13.6.2016

ANARCHOAUSSTELLUNG

Konsequent herrschaftslos

Anarchie ist, wenn Zürcher Reformatoren Wurst essen oder Hacker im Cyberspace agieren. Also alles oder nichts. Das zeigt eine experimentelle Ausstellung im Zürcher Strauhof.

VON DAVID HUNZIKER

Als Hans Magnus Enzensberger anhand des Anarchisten Buenaventura Durruti die Geschichte des Spanischen Bürgerkriegs erzählen wollte, stiess er während seiner Recherchen auf ein unüberschaubares Chaos von Stimmen. Statt dieses Chaos zu zähmen, übertrug er das Prinzip der Herrschaftslosigkeit in seinen Text. Was dabei herauskam – «Der kurze Sommer der Anarchie» –, nannte er einen «kollektiven Roman». Die Versuchung scheint gross, einen anarchischen Zugang zur Anarchie zu wählen.

Ähnlich nähert sich auch die aktuelle Ausstellung im Strauhof dem Thema an. Sie geht sogar noch einen Schritt weiter als Enzensberger, der für seinen Roman immerhin eine lineare Erzählstruktur wählte. «Anarchie! Fakten und Fiktionen» versammelt 34 gleichberechtigte Beiträge, deren UrheberInnen – darunter Wissenschaftlerinnen, Schriftsteller, Künstlerinnen und Hausbesetzer – nahezu freie Hand gewährt wurde. Ein Ausstellungsstück sowie ein kurzer einordnender Text, so lautete die minimale Vorgabe. Eine übergeordnete Struktur ist kaum zu erkennen.

Mit verschiedenen Formaten zu experimentieren, ist das Ziel von Gesa Schneider und Rémi Jaccard, seit sie 2015 die Leitung des Strauhofs übernommen haben. Nach Ausstellungen zum Planeten Mars und zum Schriftsteller Friedrich Glauser verfolgt die dritte Schau seit der Neueröffnung dieses Ziel vielleicht am konsequentesten. Sogar die Anordnung der Beiträge im Raum folgt dem Prinzip der «Ordnung ohne Herrschaft»: Statt an der Wand befestigt, stehen die Exponate frei im Raum.

Direkte Aktion und Tea Party

Die Ausstellung gibt kein bestimmtes Verständnis von Anarchie vor, vielmehr erzählt sie von ganz unterschiedlichen, teilweise auch überraschenden Anarchismen. Als Zeithorizont dient ihr die gesamte Neuzeit: vom 9. März 1522, als die Zürcher Reformatoren mit einem Wurstessen im Haus des Druckers Christoph Froschauer gegen die katholische Obrigkeit aufbegehrten, bis zur anarchistischen Hackerkultur im Cyberspace. Man wählt also einen beliebigen Einstiegspunkt und zieht von dort aus verschiedene Verbindungslinien durch die Ausstellung.

Ein Objekt, das sonst zu den unauffälligsten gehört, fällt hier sofort auf: ein Briefkasten. Er steht für die Briefkastenfirmen von Zug – 8000 von ihnen soll es in dem Kanton laut dem grünen Finanzplatzkritiker Jo Lang geben. Der Beitrag erinnert an den hässlichen Bruder des Anarchismus: den Anarchokapitalismus. Für diese Ideologie, die das starke Individuum vergöttert und den Altruismus verachtet, steht auch die Schriftstellerin Ayn Rand, der sich ein weiterer Beitrag widmet. Die Rand-Begeisterung der Tea-Party-Bewegung bescherte der Schriftstellerin um das Jahr 2010 posthum die besten Verkaufszahlen aller Zeiten.

Harmloser kommt der Individualismus beim US-Schriftsteller Henry David Thoreau daher. Dieser war zwar kein Anarchist im gängigen Sinn, gilt aber immerhin als Begründer des zivilen Ungehorsams. Weil Thoreau die staatsbürgerliche Pflicht des Steuerzahlens missachtet hatte, verbrachte er 1846 einen Tag im Gefängnis. Das für ihn prägende Erlebnis verarbeitete er in einem Vortrag mit dem Titel «Über die Pflicht zum Ungehorsam gegen den Staat», in dem er ein individuelles Widerstandsrecht verteidigte.

Freilich kommt auch der traditionellerweise als anarchistisch geltende Ungehorsam zu seinem Recht. Die vom Anarchosyndikalismus geprägte Taktik der direkten Aktion etwa: in Form der legendären Besetzung der Uhrenfabrik LIP im französischen Besançon von 1973 oder der Sabotageaktionen der Genfer Bauarbeitergewerkschaft – «au ralenti», langsamer Arbeiten, stand auf ihren Transparenten – zur Durchsetzung eines Gesamtarbeitsvertrags in den dreissiger Jahren.

Im christlichen Paradies

Thematisiert wird der politische Anarchismus ausserdem anhand seiner kommunistischen Kritiker Gramsci und Marx. Ganz so einfach – sprich: autoritär gegen antiautoritär – liegt die Sache bei Marx jedoch nicht, wie ein Beitrag zeigt. Beim Streit innerhalb der Internationalen Arbeiterassoziation (IAA) ging es Marx nämlich nicht bloss um Bakunin, sondern vor allem auch um die Umtriebe des später in der Schweiz verhafteten Sergei Netschajew. Dieser war mit seiner Geheimorganisation an zahlreichen terroristischen Aktionen im Namen der IAA beteiligt. Geheimorganisationen seien zwingend autoritär strukturiert, so argumentierte Marx gegen die Gruppierung mit anarchistischem Selbstverständnis.

In einer ganzen Gruppe von Beiträgen wird Anarchie nicht primär politisch, sondern als ästhetische Methode oder als fiktionaler Stoff verstanden: das Nebeneinander von unzähligen literarischen Stilen in den Werken von James Joyce etwa oder der Humor der Marx-Brothers-Filme, den schon der Theatertheoretiker Antonin Artaud als anarchisch bezeichnet hat, oder das utopische Lied «Heureux temps!», das die Anarchie als christlich anmutendes Paradies imaginiert.

Abgesehen von diesen medialen Auflockerungen gibt die Ausstellung viel zu lesen. Dem Problem, dass einem dazu an Ort und Stelle oft die Zeit fehlt, wird geschickt vorgebeugt: In einem Raum im Parterre, Archiv genannt, stehen zahlreiche Texte und ein Kopierer bereit. Es stimmt eben doch, was in den Geheimdienstakten steht: AnarchistInnen drucken in der Nacht.

«Anarchie! Fakten und Fiktionen», Strauhof, bis 4. September. Informationen unter strauhof.ch. Dort findet sich auch ein Formular, über das man das Archiv mit weiteren Beiträgen ergänzen kann.

Die Ausstellung erzählt auch von überraschenden Anarchismen: Anarchokapitalismus in Zug.

FOTO: STRAUHOF, STUDIO BIS

Lust am Experimentieren

Die Liebe zum Wort verbindet Eugen und Nora Gomringer. Der Zürcher Strauhof zeigt Leben und Werk der beiden Wortkünstler

VON TORBJÖRN BERGFLÖDT

Was Eugen und Nora Gomringer neben den Blutsbanden – sie sind Vater und Tochter – verbindet, ist ihrer beider Liebe zum Wort. Und die Lust, mit Buchstaben zu spielen. Es gibt freilich Unterschiede. Eugen Gomringer, dessen Aufruf „vom vers zur konstellation" von 1954 als Gründungsmanifest der Konkreten Poesie gilt, ist nachhaltig beeinflusst worden vom Formenspiel der Konkreten Kunst. Von einer Stilrichtung also, die gerade in Zürich, wo der 1925 Geborene aufwuchs, besonders gediehen ist. Gleich im ersten Raum im Strauhof ist zu sehen, wie abstrakte Kunst, zeitgenössische Grafik und Typografie wesentlich in die Arbeiten von Gomringer senior hineinspielen.

Zwar vermag auch Eugen Gomringer, der heute ebenso wie seine Tochter in Bayern lebt, suggestivkräftig zu rezitieren, wie bei der Vernissage zur aktuellen Strauhof-Schau „Gomringer & Gomringer" in Zürich eindrücklich zu erfahren war. Bei der 1980 geborenen Nora Gomringer sind das Auditive und Performative indes noch wichtiger, verbindet Sprache sich noch mehr mit dem Gehörsinn und mit Mimik und Gestik. Jahrelang ist sie als Spoken-Word-Performerin und im spielerischen Dichter-Wettstreit auf Poetry-Slam-Bühnen aufgetreten, und diese Rezitationskunst hat sich fortgepflanzt in Audio-Aufnahmen ihrer Gedichte – nun zu hören und zu sehen im ersten Stock des Strauhofs. Eine Dunkelkammer lädt da ein ins poetische Horrorkabinett der „Monster Poems" (2013), und auf Stühlen, die an ein Wartezimmer erinnern, sind Gedichte aus dem Zyklus „Morbus" (2015) zu hören, die sich mit Krankheiten befassen. Ferner ist die Preisträgerin des Ingeborg-Bachmann-Wettlesens 2015 fasziniert von Film und Fernsehen, was sich auch in den von ihr produzierten Videos zeigt. Sie sind in einem Zimmer zu einer Installation aus alten Röhrenfernsehern geschichtet.

Im Vergleich zu solchen bewegten Bildern muten die mathematisch durchorganisierten Buchstabentausch-Spiele und rituell anmutenden Wortwiederholungen des Herrn Papa im Parterre des Museums an, als kämen sie aus einer anderen Welt. Einige der Arbeiten gehören längst zum Kanon der deutschsprachigen Nachkriegslyrik. Zum Beispiel das Gedicht „schweigen". Das Wort ist 14-mal in fünf Zeilen angeordnet, eine Lücke klafft in der Mitte der dritten Zeile. Eine Leerstelle, die zur Meditation einlädt, die gewissermaßen das Schweigen selbst darstellt inmitten der gerade nicht schweigsamen Wiederholung des Wortes. Ist das Literatur oder bildende Kunst? Wohl beides zugleich. Es sind wahrlich papiergesättigte Räume, die von der Experimentierlust von Vater und Tochter künden.

Eine Familie, zwei Wort-Akrobaten: Nora und Eugen Gomringer bei der gemeinsamen Lektüre.
BILD: MALTE GÖBEL

Museum Strauhof, Augustinergasse 9. Bis 8. Januar. Mittwoch und Freitag 12 - 18, Donnerstag 12 - 24, Samstag und Sonntag 11 - 17 Uhr. Weitere Infos: **www.strauhof.ch**

Südkurier, 12.10.2016

Mehr als Text und Klang

AUSSTELLUNG Sie ist das jüngste seiner Kinder, aber schon längst keine Newcomerin mehr, er arbeitet wie sie mit dem Wort und gilt als Begründer der konkreten Poesie: Der Zürcher Strauhof zeigt das dichterische Schaffen von Eugen und Nora Gomringer.

Das Gedicht als Denkgegenstand und Denkspiel: Im Strauhof wird es erfahrbar, inmitten der Gedichte von Eugen Gomringer. *Zeljko Gataric / zvg*

Es funktioniert, keine Frage: Lyrik lässt sich auch in einer Ausstellung sichtbar machen. Lustvoll, mit viel Platz für eigene Fragen, für Zuspruch und Widerspruch, viel Futter für den Augen-, den Ohren- und Gedankenhunger. Und auch das steht fest: Gesa Schneider und Rémi Jaccard, die den Strauhof seit 2015 leiten und auch die eben eröffnete vierte Ausstellung kuratieren, haben gute Ideen, wenn es darum geht, Literatur erfahrbar zu machen. Diesmal befassen sie sich mit zwei unterschiedlichen Arten, sich sprachlich mit der Wirklichkeit auseinanderzusetzen. Die des einen: Eugen Gomringer (*1925); die der andern: Nora Gomringer (*1980). Vater und Tochter. Kein Zweigestirn, aber manchmal finden sie in allerlei Konstellationen zusammen.

Konstellationen

Und natürlich, das weiss Noras Mutter, die Germanistin Nortrud Gomringer, die unter dem Titel «Unsere Konstellation» über Ehemann und Tochter schreibt: «Zwischen Vater und Tochter gibt es markante Unterschiede, aber auch eine grosse gemeinsame Schnittmenge. Beide sind sehr vielseitig, sind nicht ‹nur Dichter›, sondern haben gleichzeitig ein interessantes Berufsleben.»

Davon kann sich der Besucher des Strauhofs im zweiten Raum der Ausstellung ein Bild machen. Neben den beiden bunten, je eine ganze Wand füllenden Mindmaps mit erklärenden und illustrierenden Abbildungen, mit Dokumenten, Kernsätzen oder lebenswegwichtigen Erläuterungen zum Dasein und Schaffen werden die Arbeitsorte der beiden gezeigt: die Dinge, die sie dabei umgeben – vor allem Bücher, Bilder auch; die Räume, von denen aus Vermittlung geschieht.

Eugen Gomringer, der im Laufe seines langen Lebens als Sekretär von Max Bill, Leiter des Schweizerischen Werkbundes, Verleger, Herausgeber, Designer, als Kulturbeauftragter der Rosenthal AG und als Professor arbeitete, leitet seit 2000 das von ihm gegründete Institut für konstruktive Kunst und konkrete Poesie (IKKP) an seinem Wohnort Rehau (Oberfranken); Nora Gomringer steht seit 2010 dem Internationalen Künstlerhaus Villa Concordia in Bamberg vor. Die grossen, mit viel Leben und Gedanken erfüllten Fotografien ihrer Arbeitsorte, die erst in diesem Sommer in Rehau und Bamberg entstanden sind, stammen von der in Zürich lebenden Françoise Caraco.

Über die Grenzen hinweg

Zu den Absichten der Ausstellung gehört es, zu zeigen, «wie sich Dichtung über Jahrzehnte und Generationen äussert und ändert». Ganz bewusst werden die Arbeiten von Vater und Tochter in je eigenen Räumen präsentiert – und es ist erstaunlich, wie da mit verhältnismässig wenig sehr viel erreicht werden kann. Der alte Meister, der zusammen mit seiner Frau zur Vernissage in der Kirche St. Peter angereist war und das Publikum mit dem Vortrag eigener Gedichte in den Bann zog, zeigte sich jedenfalls nicht nur aus Höflichkeit begeistert.

Zürich, Vaterort und Ort der Kindheit und Jugend Eugen Gomringers, der, wie er selber sagt, von drei, vier Kulturen beeinflusst ist, steht kurz und knapp am Anfang, «als ode an züri» in hundert Zeichen, mit foehn und dada, hoengg, uto und zwingli (1957); gleich daneben Tochter Noras Ode (2016) an die ihr wenig bekannte «stadtmeinesvaters» mit vier Zeichen mehr, samt «cremeschnittendanksprüngli».

Der erste Saal im Erdgeschoss gehört allein dem Vater und der konkreten Poesie, wie Gomringer die neuen Gedichte in Anlehnung an die konkrete Kunst nannte. Sichtbar hängen sie im Raum: 12 Texte auf Holztafeln, darunter so berühmte Bildgedichte wie «schweigen» mit der Leerstelle in der Mitte, «wind» mit den fliegenden Buchstaben oder die schwebend bewegte Ordnung von «flow grow show blow». Und natürlich «baum kind hund haus», «worte sind schatten» und «schwiizer» (von dem Gomringer an der Vernissage behauptete, er habe nur sich selbst beschreiben wollen…): lauter noch heute funktionierende Gedichte, die sich längst in den Kanon der Lyrik eingeschrieben haben, anschaulich, elementar, ebenso ernst wie heiter. Oder, um es mit den Worten Gomringers zu sagen: «das neue gedicht (…) wird zum seh- und gebrauchsgegenstand: denkgegenstand – denkspiel.» Und: «es beschäftigt durch seine kürze und knappheit» und ist «als bild einprägsam». Wer wissen möchte, was kluge Leute zu den Gedichten sagen, hört in den Audioguide hinein – und hört dort auch, wie Gomringer sein «kein fehler im system» vorträgt, das mit dem Satz «sey festh kleinr mime» endet.

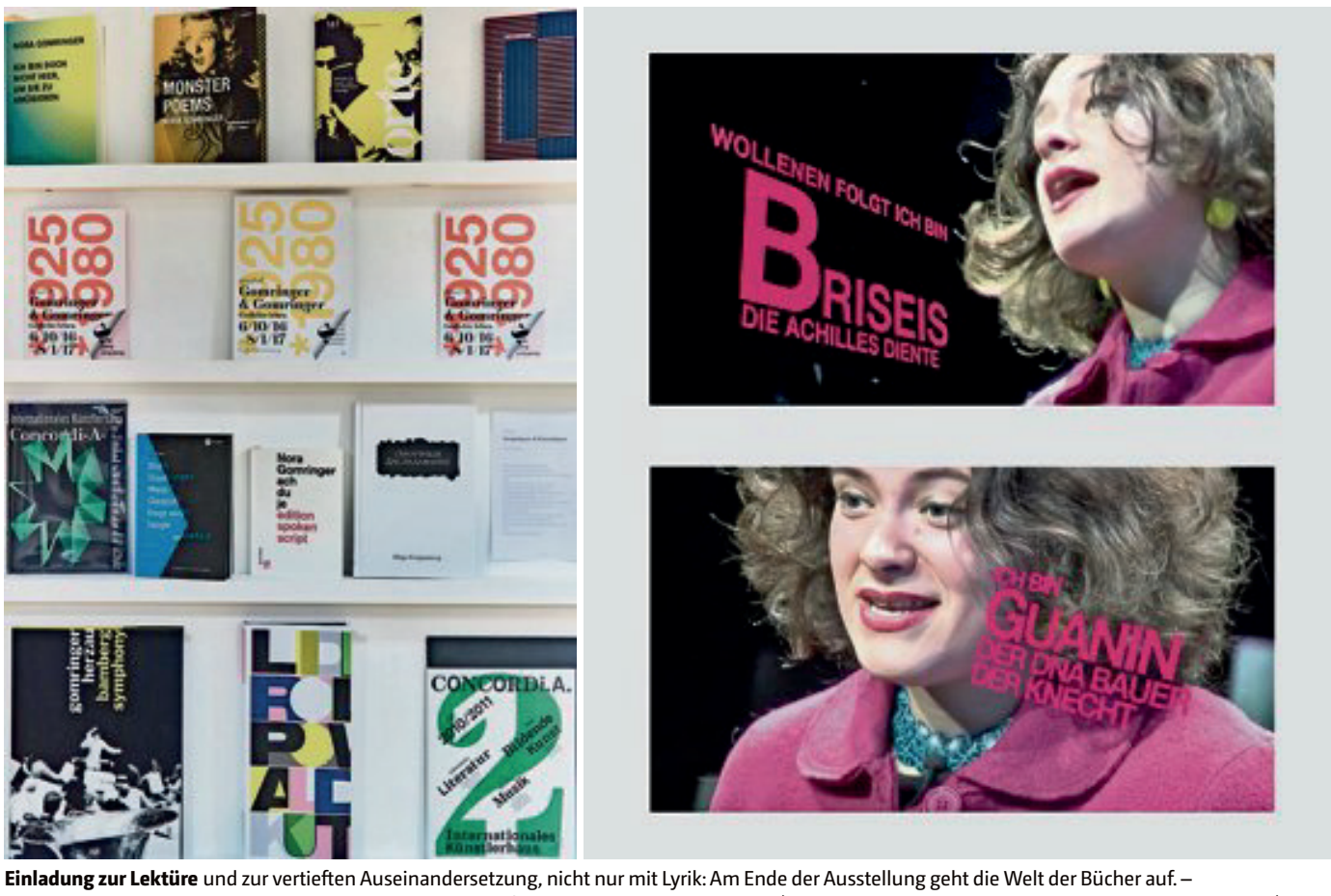
«Sei fest, kleiner Mime.» Als hätte sich Nora diesen Satz zu Herzen genommen, tritt sie, die als Slamerin, Spoken-Word- und Performance-Künstlerin das Gedicht buchstäblich verkörpert, als Schauspielerin ihrer Texte auf, mit grossem, nicht selten bezauberndem Sinn für Selbstironie. Hör- und Schau-Spiele können ihre Gedichte sein, oft wild verknüpft mit den Dingen der Welt, den eigenen und den fremden; vieles klingt in ihnen an. Auch die Stimme des Vaters. Nora sagt: «Ich bin im Echoraum der Stimme meines Vaters aufgewachsen.» Sie sagt auch: «Mir bedeuten Gedichte sehr viel. Sie sind nicht nur Text und Klang. Sie sind Lebensmittel.»

Ganz wichtig: Kommunikation

Aufschlussreich ist sodann das zu einem 24-Minuten-Film arrangierte Interview, in dem Vater und Tochter auf dieselben Fragen unterschiedliche Antworten geben: Lebendigkeit, Ernsthaftigkeit, der Wille zur Kommunikation ist bei beiden stark.

Der letzte Raum ist der Begegnung und Vertiefung vorbehalten. Hier dürfen die Besucher zu den Büchern von «Gomringer & Gomringer» greifen, können sich, was leicht geschieht, festlesen und dabei erleben, was im doppelsinnigen Untertitel der Ausstellung anklingt: «Gedichte leben.»

Angelika Maass



Einladung zur Lektüre und zur vertieften Auseinandersetzung, nicht nur mit Lyrik: Am Ende der Ausstellung geht die Welt der Bücher auf. – Von A wie Ariadne bis Z wie «Ich binz»: Nora Gomringer performt ihr «Ursprungsalphabet» (Screenshots aus dem Videoclip von Michael Wende, 2010).

DATEN UND FAKTEN

«Gomringer & Gomringer – Gedichte leben» dauert bis zum 8. Januar 2017. Geöffnet Mi bis Fr, 12–18 Uhr, Do bis 24 Uhr, Sa/So 11–17 Uhr. Die Ausstellung wird von einer 104-seitigen, illustrierten **Publikation** begleitet (12 Fr.). Acht öffentliche **Führungen** werden angeboten, je vier am Mi, 12.15 Uhr, sowie am So, 14 Uhr (die nächste morgen).

Auch diesmal gibt es ein vielversprechendes **Rahmenprogramm** mit Salonpalaver, Schreib-Walk-Shop oder einem Abend, an dem sich Eugen Gomringer und die Hiestands an ihre gemeinsame Arbeit für ABM in den Sechzigern erinnern.

Und die Finissage wird am Sa, 7. Januar, mit einem **Auftritt von Nora Gomringer** gefeiert. *aa*

Der Landbote, 8.10.2016

Schreibstau und Schreibrausch

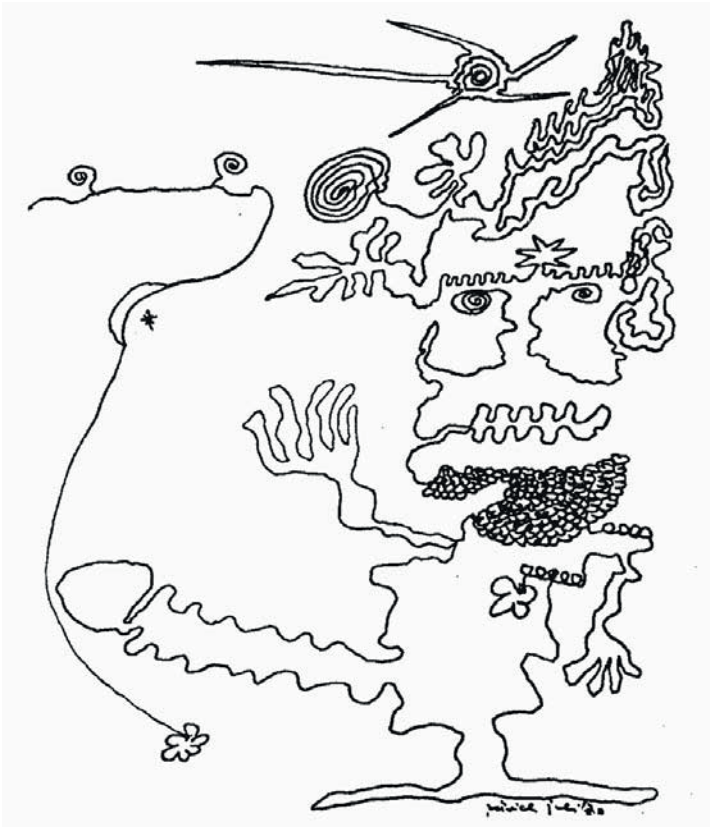
Strauhof Zürich Opium und Alkohol, Nikotin und Disziplin – wer kreativ sein will, ist es auch bei der Wahl der Mittel. Eine wunderbare Ausstellung folgt Schriftstellern auf ihrer manischen Suche nach Inspiration.

Die andere Seite des Schreibrauschs ist das leere Blatt. Dichter und Denker versuchen dieser Leere zu entkommen, seit es sie gibt. Mit Alkohol und Nikotin. Mit bewusstseinserweiternden Drogen und die Ratio dimmenden Schreibtechniken. Sogar Disziplin kann helfen, wenn man es hält wie ein Thomas Mann (genau eineinhalb Seiten, genau von neun bis zwölf, und das ein ganzes Leben lang).

Vielleicht auch deshalb beginnt die Ausstellung «Schreibrausch» über Inspiration in der Literatur im Zürcher Strauhof mit leeren Blättern. 27 Schriftsteller haben sie eingereicht, darunter auch die Luzerner Performerin Beatrice Fleischlin. Nicht alle sind leer, manche zerknittert und wenige sogar beschrieben.

Schreibend Blockaden überwinden

Denn übers Nichtschreibenkönnen zu schreiben, ist auch schon ein Anfang. Der deutsche Nachkriegsschriftsteller Wolfgang Koeppen kam bei der Niederschrift seiner Erzählung «Jugend» (1976) nicht über den ersten Satz hinaus («Meine Mutter fürchtete die Schlangen.»). «Ich finde nicht weiter», schreibt er verzweifelt darüber, «dass nichts entsteht. Immer fällt mir dieser Satz ein. Ich scheitere an ihm. Ich schreibe ihn. Die Seiten häufen sich. Meine Mutter fürchtete die Schlangen.» Die Kuratoren Andreas Schwab und Magnus Wieland haben für ihre Ausstellung 70 Exponate von bekannten und unbekannten Autoren zusammengetragen: Historische Fotos von einem trinkenden, rauchenden und schreibenden Erich Kästner geben eine Idee von diesem nicht immer störungsfreien Schaffensprozess.



Bernward Vesper, LSD-Zeichnung. Bild: Kalender/Schröder, März-Verlag

Die nikotingelben, kaffeebraunen und angekokelten Manuskripte tragen die Spuren von künstlich herbeigeführten Kreativitätsschüben, auf welche Autoren des ausgehenden 19. Jahrhunderts und die Beat-Literaten noch Loblieder sangen. In Zeiten strenger Rauschmittelgesetze wirken sie ziemlich abgefahren.

Der Drogenrausch ist heute «out»

Dass sich seit den LSD-Versuchen mit Schriftstellern in den 1970ern doch ein paar Werte verschoben haben, sieht man an den Videointerviews mit Zeitgenossen. Auch wenn man vermuten darf, dass die Dunkelziffer der hochprozentigen Literaten deutlich höher liegt – wer traut sich heute noch, sich auf seine Drogenabhängigkeit etwas einzubilden? –, ist der Sinneswandel doch ziemlich offenbar.

Der Schriftsteller Michael Stauffer behilft sich lieber mit Atemübungen als mit Opium. Melinda Nadj Abonj hält ebenfalls nichts vom Ausschalten der Ratio: «Das Fliessen ist nicht die Vorbedingung für einen guten Text.»

Das hätte der amerikanische Schriftsteller Jack Kerouac (1922–1969) noch anders gesehen. In einem New Yorker Appartment tippte er seinen Kultroman «On the Road» in drei Wochen auf eine 35 Meter lange Rolle aus zusammengeklebtem Papier. Tempo: 110 Wörter pro Minute.

Sind Rauschmittel also doch ein probates Mittel? Strauhof-Co-Leiter Rémi Jaccard meint mit Blick auf Thomas Mann oder auf den sklavisch vorgegebenen Wochenplan eines Vielschreibers wie den belgischen Krimiautor Georges Simenon (8 Tage Schreibarbeit, ein paar Tage Pause, 7 Tage Überarbeitung): «Aufs ganze Leben gesehen, sind die Disziplinierten doch die Produktiveren gewesen.»

Julia Stephan
julia.stephan@luzernerzeitung.ch

Hinweis
«Schreibrausch». Strauhof, Augustinergasse 9, Zürich. Mi/Fr 12 bis 18 Uhr, Do 12 bis 24 Uhr. Sa/So 11 bis 17 Uhr. Bis 7. Mai. Mehr Infos: *www.strauhof.ch*

Luzerner Zeitung, 13.2.2017

Von der Muse (un)geküsst

Kommt die Inspiration bald und stürmisch? Kommt sie überhaupt? Die Schau „Schreibrausch“ in Zürich widmet sich dem Thema

VON TORBJÖRN BERGFLÖDT

Das Geschenk der lieben Tante war schön. Aber ach, jetzt geht es ans Schreiben der Dankeskarte. Und plötzlich keimt sie auf, die Angst vor dem weißen Blatt. Dieser kleine „Horror vacui“, den wir alle kennen, ist verwandt mit jenem Horror vor der Leere, der auch die größten Schriftsteller befallen kann.

Am Anfang der anregenden Schau „Schreibrausch“, die Andreas Schwab und Magnus Wieland mit ihrem Team in den Strauhof in Zürich gezaubert haben, steht eine bis auf Platon zurückgehende und von Nietzsche beglaubigte Grundthese. Ihr zufolge macht rauschhafte Entrückung eine dichterische Produktion überhaupt erst möglich. Wobei ein solcher Wahn den Autor auch befallen kann, wenn kein Schreibpapier in Griffnähe ist: Im ersten Ausstellungsraum ist zu sehen, dass Rilke Briefumschläge und Visitenkarten beschrieben hat, um Inspirationen zu retten.

Das antike Motiv vom „Furor poeticus“, dem Schreibrausch, wanderte weiter in die Renaissance und zum Genie-Kult der 1770er-Jahre. Bei Rilke oder Kafka und erst recht bei Vertretern des Surrealismus und den Beat-Poeten haust freilich die vormals von Musen empfangene Inspiration im Dichter-Subjekt drin. Die Kuratoren haben in der Ausstellung und in deren Begleitbuch Belege für verschiedenste Verfahren zusammengetragen, um einen Schreibstau zu bezwingen oder gar nicht erst aufkommen zu lassen. Das Spektrum reicht von absoluter Ruhe, Begleitmusik oder disziplinierender Zeitplanung über Hilfsmittel wie Alkohol, Kaffee und Tabak bis hin zum Einsatz starker Drogen wie Kokain.

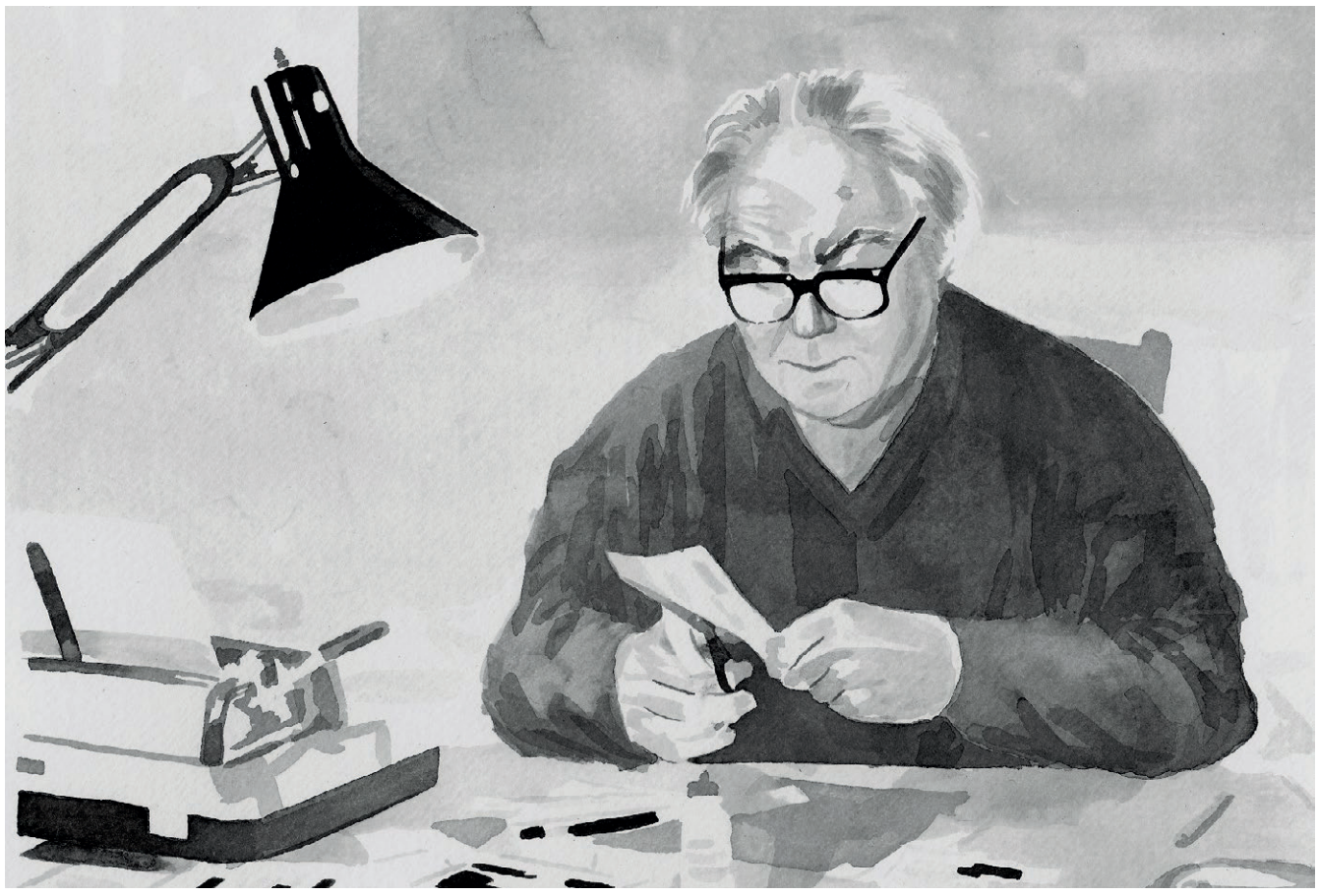
Exponate von über 70 Autoren legen ein dichtes Bezugsnetz frei zwischen Arbeitsprozess und wie auch immer geartetem Rausch. Wie sehr man sich die Schreib-Musen mit planvoller Ordnung dienstbar machen kann, zeigt das Beispiel Thomas Mann: Mit einem Tagwerk von etwa anderthalb Druckseiten hat es der Literaturnobelpreisträger auf etwa 7000 Seiten gebracht. Viele Schriftsteller hätten ihr Werk nicht wegen, sondern trotz des Alkohols geschaffen, meinte dieser – ein Bonmot mit hohem hirnmedizinischem Wahrheitsgehalt.

Hier ist kein einziger Quadratzentimeter mehr frei: ein Notizheft der Erzählerin Marie von Ebner-Eschenbach (1830-1916). Es stammt aus der Zeit um 1850. BILD: STRAUHOF

Die materialreiche Schau erzählt von einer quälenden Schreibblockade bei Wolfgang Koeppen. Und vom Glück eines ungehemmten Schreibflusses, wie ihn fallweise etwa Goethe, Kafka oder Fallada erlebt haben. Im letzten Raum gibt es geradezu Fälle von Grafomanie, wo der Schreibrausch zum Rauschen angeschwollen ist wie bei Marie von Ebner-Eschenbachs vollgekritzeltem Schreibheft oder Robert Walsers winzig-schriftlichen Mikrogrammen.

Strauhof, Augustinergasse 9, Zürich. Bis zum 7. Mai immer Mittwoch und Freitag 12-18, Donnerstag 12-24, Samstag und Sonntag 11-17 Uhr. Informationen: **www.strauhof.ch**

Südkurier, 21.2.2017



Mit Schere, Tacker und Schreibmaschine bearbeitet Frisch die geschwärzten Kopien seiner Fichen. Zeichnung: Julia Kuster

Ein Rudel Hirsche in Zürich

Der Strauhof zeigt eine Schau zum Kalten Krieg, Max Frischs Fiche inklusive.

Andreas Tobler

Am Anfang steht in dieser Ausstellung die Wut und zugleich das Ende des Kalten Kriegs; in Form eines geharnischten Briefs, den Max Frisch im Februar 1990 an Bundesrat Kaspar Villiger schrieb und mit dem er Auskunft verlangte, ob er in der «Verräter-Kartei» sei – «oder wie immer man im Bundeshaus diese Einrichtung nennen mag».

Die Ausstellung im Strauhof über «Frischs Fiche und andere Geschichten aus dem Kalten Krieg» lässt mit zahlreichen Originaldokumenten nachverfolgen, wie der krebskranke Frisch im Jahr vor seinem Tod mit seinem Anwalt um Einsicht in seine Staatsschutzfichen kämpfte. Wie er schliesslich mit Schere, Tacker und Schreibmaschine die Kopien der stark geschwärzten Karteikarten bearbeitete, um sich so seine eigene Biografie wiederanzueignen.

Die Bewegung, durch das Schreiben einen Zugriff auf die Wirklichkeit zu erlangen, ist durchaus charakteristisch für die neun Stationen, die Philip Sippel und Rémi Jaccard für ihre kluge Ausstellung ausgewählt haben: In Verschlägen, die mit einem schwarzem Netzstoff wie Zellen oder Bunker abgeschirmt sind, tragen Schauspieler in Videos die Texte vor, mit denen Autoren die Wirklichkeit zur Kenntlichkeit entstellen wollten.

Die russischen Panzer kommen

So etwa Franz Hohler, der in seiner Erzählung «Die Rückeroberung» angesichts des aufkommenden Umweltbewusstseins ein Rudel Hirsche durch Zürich galoppieren lässt (bis sie von «Polizeisoldaten mit Maschinengewehren» niedergemäht werden). Oder Urs Zürcher, der in seinem Roman «Der Innerschweizer» von 2014 den Albtraum der kalten Krieger wahr macht und russische Panzer durch Basel rollen lässt.

Neben den Textbunkern gibt es auch einen Werkstattbereich, wo man etwa sehen kann, wie Friedrich Dürrenmatt seine Buchstaben ins Manuskript seiner Novelle «Der Auftrag» hineinmalte, worin er die These aufstellte, dass wir nur dann existieren, wenn wir beobachtet werden. Gewicht erhält in der Ausstellung auch die Frage, wie man auf die Wirklichkeit zugreifen soll: In der Schweiz wurde sie in den 80er-Jahren als Realismusdebatte ausgetragen. Wahrscheinlich waren damals nur die wenigsten der Meinung von Laure Wyss, die im persönlichen Ressentiment einen «guten Ausgangspunkt» für Kunst sah.

Anders etwa Otto F. Walter, der von einem «linken Überichdruck» sprach, sich gegen alles zu engagieren; er votierte für eine Literatur, die «der Realität zum Verwechseln ähnlichsieht». Was Niklaus Meienberg zur Aussage verleitete, er sei «nicht einmal mehr frei, Selbstmord zu machen», seit er für eine Figur von Walters «Verwilderung» verwertet wurde. «Sonst würde es heissen, jetzt ist eingetroffen, was der Otti einmal voraussagte. Diesen Gefallen werde ich Dir nicht machen.» Hätte er doch nur Wort gehalten.

Bis 20. August.

Dokumente Wie Frisch demontiert werden sollte

fiche.tagesanzeiger.ch

Tages Anzeiger, 9.6.2017

Gelegentlich auch infam

STRAUHOF Dem Strauhof-Team gelingt es erneut, die Gemüter in Bewegung zu setzen. Die Schau mit dem Titel «Frischs Fiche und andere Geschichten aus dem Kalten Krieg» fordert zur Stellungnahme auf. Keine leichte, aber eine ebenso notwendige wie spannende Sache.

Blick in das erste Kapitel der Ausstellung: In den Vitrinen Max Frischs Auseinandersetzung mit seiner Fiche, im Hintergrund der Autor an der Podiumsdiskussion «Schweiz nach der Armee!», Basel 1989. *zvg / Gataric*

Aus der Distanz der Jahre wird vieles fragwürdig. Aus der Distanz der Jahre wirkt vieles furchtbar grotesk und manches, womit wache Menschen auf die Verhältnisse reagierten, weitsichtig. Das macht einem die aktuelle Ausstellung im Museum Strauhof sehr bewusst. Eine Ausstellung, die sich mit der Realität der 80er-Jahre befasst und damit, wie Schriftstellerinnen und Schriftsteller mit dieser Realität und mit der Tatsache umgingen, dass während Jahrzehnten Hunderttausende – Schweizer, Ausländer, Organisationen – systematisch von Beamten der Bundespolizei überwacht und in Karteien registriert wurden. In den späten 80er-Jahren trat das nach und nach zutage und führte schliesslich 1989 zu jenem Skandal, der als Fichenskandal in die Geschichte der Schweiz einging. Ein Skandal, der das Vertrauen in den Staat schwer erschütterte.

Die (Wieder-)Begegnung mit der Fichen-Schweiz ist absolut aufregend. Das zieht einen rein, macht, dass einem die eigene Hilflosigkeit hochkommt und man sich ohnmächtig fühlt – und sich viele Fragen stellt. Wer bestimmt in einem politischen Gefüge, wer der Norm entspricht, wer eine Gefahr für dieses Gefüge darstellt, welche Gesinnung staatsgefährdend sein könnte? Der Staat, noch immer ein Gesinnungswächter, und alle, die irgendwie nicht einverstanden sind, potenzielle Täter, potenzielle Landesverräter?

Damals waren es die Linken, Kommunisten sowieso, Gewerkschafter, Umweltschützer, Jenische, überhaupt «Fremde», «Andere», Menschen, die mit dem Sturz von Diktatoren einverstanden waren, Atomwaffengegner, die Friedensbewegten, Reisende, die sich in Zeiten des Kalten Krieges hinter den Eisernen Vorhang begaben. Wie Max Frisch zum Beispiel?

In der «Verräter-Kartei»

Er gibt der Ausstellung nicht nur den Titel, er bildet auch ihr Hauptkapitel, in dessen Licht alle anderen erscheinen. Max Frischs Stimme gibt zudem den Grundtenor vor, der nicht ohne Einfluss auf die Besucher der Ausstellung bleibt: Man teilt seine Wut, seine Empörung. Und ahnt zugleich, dass vieles von dem, was sich damals abspielte, heute in anderer Form weitergeht, auch ohne den Staat: Überwachung gehört zu unserem Alltag, sie ist uns egal oder sogar erwünscht. Und wer nicht von anderen beobachtet und in den sozialen Medien beschnattert wird, gilt vielen wenig oder existiert gar nicht. Wie wird man in drei, vier Jahrzehnten über diese Art des Observierens urteilen?

Frisch handelt. Im Februar 1990 will er von Bundesrat Kaspar Villiger wissen, ob er in der «Verräter-Kartei» verzeichnet sei, und verlangt Fotokopien seiner Fichen und Einsicht in die entsprechenden Dossiers. Was der 79-Jährige, dem nicht mehr viel Lebenszeit bleibt, darin entdeckt, «ist oft belanglos oder falsch oder einfach läppisch, gelegentlich auch infam durch Vereinfachung».

Frisch reagiert, verärgert, aufgebracht, mit pingelig genauer Entrüstung. Es entsteht das Manuskript «Ignoranz als Staatsschutz?», in dem der Schriftsteller die Einträge der Beobachter mit seiner biografischen Wirklichkeit korrigierend und kommentierend vergleicht. Er, der sich während der 43 Jahre, in denen er observiert wurde, keines Verstosses gegen die Verfassung bewusst ist, kann sich nicht vorstellen, dass auch nur eine dieser Eintragungen zur Sicherheit des Staates beigetragen hat.

Wo seine Fiche vermerkt, dass er einen 1962 erhaltenen Kunstpreis «vollumfänglich zur Unterstützung spanischer Künstler zur Verfügung stellt», kommentiert Frisch ironisch: «Ein Affront gegen General Franco.» So geht es weiter – es lohnt sich, den gut zwei Dutzend Seiten der Urfassung von «Ignoranz als Staatsschutz?» lesend entlangzuwandern. Sie haben es in sich.

In Polizeigewahrsam

In sich hat es auch die Sache mit Reto Hänny, der als damals 33-Jähriger schon nicht mehr zur Jugend gehörte, aber zum direkt betroffenen Zeugen der Zürcher Jugendunruhen wurde und noch zehn Jahre daran zu kauen hatte. In seinem Bericht «Zürich, Anfang September. Tage in Polizeigewahrsam» (1980) schildert er unter anderem Übergriffe der Polizei – sie werden später, Hänny hatte gegen die Stadt Zürich geklagt, vom Verteidiger der Stadt als unwahr abgetan: «All dies sind unbewiesene, unwahre Behauptungen des Klägers, die wohl seiner schriftstellerischen Begabung entsprungen sein dürften.»

In Handlungsbereitschaft

Sind Frischs Fiche und Hännys Bericht sozusagen die beiden grossen Ausgangsgeschichten zum Thema, so illustrieren die anderen Geschichten ebenso subjektiv wie beispielhaft einzelne Aspekte, die bis heute nichts an Aktualität verloren haben und von der «(Sub-)Realismus-Debatte» über «die richtige Form engagierter Literatur» zwischen Niklaus Meienberg und Otto F. Walter bis zur noch immer lustvoll empörten, gegen den Chauvinismus im Literaturbetrieb wetternden, sich für Minderheiten engagierende Mariella Mehr reichen. Dazwischen: Friedrich Dürrenmatt, Lukas Hartmann, Franz Hohler, Gertrud Wilker, Laure Wyss, Urs Zürcher und eine Fülle aufschlussreicher Dokumente und Werkpassagen.

Einige dieser Werkpassagen werden in der Ausstellung auf besondere Weise lebendig, gesprochen und ungeschminkt verkörpert von der Schauspielerin Miriam Japp und dem Schauspieler Thomas Sarbacher, die buchstäblich einstehen für Gesagtes, das ins Gewicht fällt. – So ist den Ausstellungsmachern mit «Frischs Fiche» ein verwirrender Stationenweg gelungen, ein Stationenweg der Re-Aktion, der die Besucher zumindest für die Dauer des Gangs durch die Ausstellung in Handlungsbereitschaft versetzt.

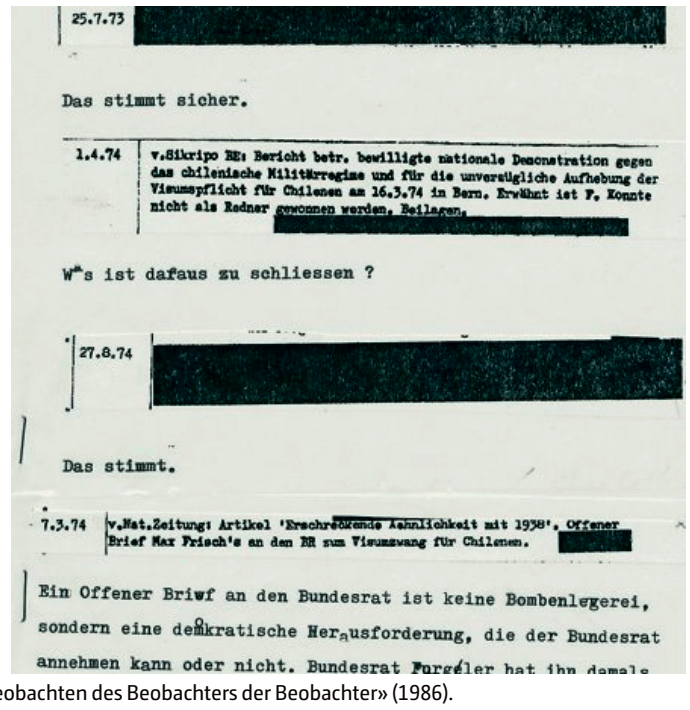
Angelika Maass

> «Ein Affront gegen General Franco.»
>
> *Max Frisch, ironisch, über den Fichenvermerk, dass er für spanische Künstler gespendet hat*

DATEN UND FAKTEN

Die Ausstellung **Frischs Fiche** im Zürcher Strauhof dauert bis 20. August. Geöffnet Mi/Fr 12 bis 18, Do bis 24 Uhr, Sa/So 11 bis 17 Uhr. Zur Ausstellung ist das vom Kuratorenteam **Philip Sippel und Rémi Jaccard** herausgegebene gleichnamige **Lesebuch** erschienen (134 Seiten, mit Illustrationen von Julia Kuster, 12 Franken). *aa*

Mehr Infos und Veranstaltungen auf **www.strauhof.ch.**



25.7.73 [redacted]

Das stimmt sicher.

1.4.74 v.Sikripo BE: Bericht betr. bewilligte nationale Demonstration gegen das chilenische Militärregime und für die unverzügliche Aufhebung der Visumspflicht für Chilenen am 16.3.74 in Bern. Erwähnt ist F. Konnte nicht als Redner gewonnen werden, Beilagen. [redacted]

W^s ist dafaus zu schliessen ?

27.8.74 [redacted]

Das stimmt.

7.3.74 v.Nat.Zeitung: Artikel 'Erschreckende Aehnlichkeit mit 1938'. Offener Brief Max Frisch's an den BR zum Visumzwang für Chilenen. [redacted]

Ein Offener Briwf an den Bundesrat ist keine Bombenlegerei, sondern eine demokratische Herausforderung, die der Bundesrat annehmen kann oder nicht. Bundesrat Furgler hat ihn damals

Illustration von Julia Kuster zu Friedrich Dürrenmatt: «Der Auftrag oder Vom Beobachten des Beobachters der Beobachter» (1986). – Ausschnitt aus Max Frischs Typoskript «Ignoranz als Staatsschutz?» (1990).

Russland, Heimat seiner Seele

STRAUHOF Sie legt Zeugnis ab über eine der fruchtbarsten Reiseerfahrungen in der Literatur: die Ausstellung «Rilke und Russland». Rilkes Faszination wird lebendig nachvollziehbar und durch Beiträge aus jüngerer Zeit ganz gegenwärtig.

Rainer Maria Rilke (1875–1926) mit dem Bauerndichter Spiridon Droshshin und Lou Andreas-Salomé im Juli 1900 beim Gutsherrn Nikolai Tolstoi, der wie sein berühmter Namensvetter selbst Dichter war. Die Personen sind von Droshshin angeschrieben. *zvg/Droshshin Museum, Sawidowo*

«Wie eine Fiktion im Dickicht der Wirklichkeit»: So erschien er dem späteren Dichter und Schriftsteller Boris Pasternak, der, ein zehnjähriger Junge, ihn zum ersten Mal kurz vor Abfahrt des Zuges auf dem Kursker Bahnhof in Moskau sah. Der Fremde, zum zweiten Mal in Russland, unterhielt sich mit Boris' Vater, dem Maler Leonid Pasternak, sie sprachen Deutsch. «Obwohl ich diese Sprache gut kannte, hatte ich sie noch nie so sprechen hören. Und deshalb erschien mir dieser Mann in dem Gedränge (...) auf dem Bahnsteig (...) wie eine Silhouette inmitten von Körpern, wie eine Fiktion im Dickicht der Wirklichkeit.»

Der Eindruck war stark und bleibend, Boris Pasternak beginnt mit ihm drei Jahrzehnte später seinen autobiografischen «Geleitbrief», die Besucher können es nachlesen im schmalen Buch mit der deutschen Übersetzung dieser Erinnerungen. Dass es Rainer Maria Rilke war, der ihn so beeindruckt hatte, wird dem jungen Mann erst viel später bewusst, als er dem Frühwerk des Dichters in der Bibliothek des Vaters begegnet. «Durch Rilke wurde aus dem lesenden Pasternak ein schreibender», erfahren wir andernorts in der Ausstellung. Und auch, dass der ihn völlig für die russische Literatur vereinnahmt habe: «Rilke ist ganz russisch. Wie Gogol. Wie Tolstoi!», hat Pasternak am Rand des 1. Unionskongresses der sowjetischen Schriftsteller 1934, fast acht Jahre nach Rilkes Tod, erklärt.

Projektionen, Visionen

Rilke als «eine Fiktion im Dickicht der Wirklichkeit» hat ganz grundsätzlich etwas für sich. Hier aber geht es um Rilke und Russland. Und mit Vereinnahmung, Fiktion und Wirklichkeit bekommen es die Besucher der ausgezeichneten, reichen, in einem Mal fast nicht zu bewältigenden Schau im Strauhof immer wieder zu tun, mit Überhöhungen, Projektionen, Visionen. Doch gehören zum Leben, insbesondere zum schöpferischen Leben, nicht immer Projektionen und Visionen?

Der 24-jährige Rilke, war, als er zusammen mit der vielseitigen Lou Andreas-Salomé und deren Mann 1899 zur ersten Russlandreise aufbrach, ein Suchender, ein Gott Suchender, und bereit, in Russland zu finden, was er suchte. Das war auf seiner zweiten, mit dreieinhalb Monaten doppelt so langen Russlandreise im Jahr darauf, diesmal nur mit der 14 Jahre älteren Lou unterwegs, nicht anders. Als Menschen, die in Russland ein Land der Zukunft sahen und an eine Erneuerung Europas durch den Osten glaubten, standen die beiden übrigens nicht allein da.

Mochte ihre Wahrnehmung des Landes und seiner Menschen sehr selektiv, einen grossen Traum träumend, voller positiver Klischees und Verklärung sein: Die Folgen für den Dichter Rilke waren von kaum zu überschätzender Bedeutung und blieben wichtig ein Leben lang. Russland beflügelte sein Schaffen, das dreiteilige «Stunden-Buch» (1905) mag sein unmittelbarster Ausdruck sein. Russisches war ihm herznah, blieb beispielhaft, in ihm klang Heimat an. Erst dank seinen Russlanderfahrungen hat Rilke sich als Dichter gefunden.

Faszination, ein Leben lang

Die Ausstellung, eine deutsch-russisch-schweizerische Koproduktion, die in allen drei Ländern gezeigt wird, veranschaulicht Rilkes bis zum Tod anhaltende Faszination für Russland und macht seine russischen Lebenslinien sichtbar. So subjektiv Rilkes Wahrnehmung auch sein mag – alles Moderne, «Internationale», die politisch-sozialen Probleme interessieren ihn kaum –, so intensiv befasste er sich über seine Russlandreisen hinaus mit Sprache, Dichtung, Kunst und Frömmigkeit Russlands.

Sogar ans Auswandern dachte er, der bald nach seiner Rückkehr nach Deutschland heiratete und als junger Familienvater auf ein Einkommen angewiesen war und russische Projekte der Kunst- und Literaturvermittlung wälzte: nach Russland gehen, «in das Land, welches die Heimat meiner Seele ist». Denn in Deutschland, wo Rilke damals als «Einsamer und Überzähliger» lebte, gebe es keine Demut «und keinen Gott für Schweigsame und Demüthige». Alles Russische hingegen sei stolz – und Stolz und Demut fast dasselbe.

So hatte Rilke auch die Osternacht im Kreml erlebt, für ihn ein klangreiches Erweckungserlebnis sondergleichen, obwohl der bewunderte Leo Tolstoi, bei dem das Ehepaar Andreas-Salomé und Rilke gleich zu Beginn ihrer Reise Tee tranken, vom Besuch solch abergläubischen Volkstreibens zornig abgeraten hatte. Aber der junge Rilke, unbehaust, heimatlos, sah nur das «vormoderne, gläubige ‹ewige› Russland» (Ilma Rakusa im Katalog), sah, wie er selber sagt, in Russland das Land des werdenden, «des unvollendeten Gottes», wo der «Schöpfungstag» noch immer andauere.

Der Gottsucher Rilke wird also fündig, und auch in der russischen Kunst, nicht nur der der Ikonen, von Alexander Iwanow oder Iwan Kramskoi erkennt er ein lebendiges Verhältnis zu Gott – wir sehen seine Erfahrungen in der Ausstellung gespiegelt.

Aber die Kunst ist eigentlich schon das dritte Russlandabenteuer, das Rilke bewegt und gestaltend anregt. Das andere grosse, neben dem Erweckungsakt im osternächtlichen Kreml, ist das Erlebnis der Wolgalandschaft und ihrer ungeheueren Weite. Rilke erfährt es während der acht Tage dauernden Reise mit dem Dampfschiff auf der Wolga, die ihn bis Nischni-Nowgorod führt: Angesichts der Grösse von Land, Wasser und Himmel ist ihm, «als hätte ich der Schöpfung zugesehen».

Verkörperte Dichtung

Russisches kommt mehrfach noch in Rilkes Todesjahr ins Spiel, die rauschhafte Begegnung mit Marina Zwetajewa dürfte der Höhepunkt sein. Boris Pasternak war es, der den Kontakt zur jüngeren Frau, eine der grössten dichterischen Stimmen Russlands, herstellte. Gleich setzt eine intime, vor allen andern verschwiegene, über vier Monate dauernde Korrespondenz ein, bevor der schwer kranke Rilke – er stirbt am 29. Dezember 1926 an Leukämie – ab Ende August nicht mehr schreibt. Dichtung ist alles, glauben die beiden zu wissen, die sich nur auf dem Papier begegnet sind. Und Marina Zwetajewa, die in Rilke «die verkörperte Dichtung» sieht, hält fest: «Das ist doch ein Wunder: Du – Russland – ich.»

Angelika Maass

Blick in die Ausstellung. *Zeljko Gataric*

DATEN UND FAKTEN

Bis 10. Dezember 2017. Rilke ist ein ganzes Universum, auch wenn sich die zunächst in Marbach, später in Moskau gezeigte Ausstellung (Spiritus rector: **Thomas Schmid)** auf Rilke und Russland beschränkt. Viel gibt es zu lesen, dank **Audioguide** kann man sich aber auch vieles vorlesen lassen. Die Fülle der Dokumente – Briefe, Handschriften, Bücher, Karten, Erinnerungsstücke, Fotografien – ist gross. Dazu kommt, auch er ausgezeichnet, der Film «Im Auge Traum» von **Anastasia Alexandrowa** (2017, 21 Min.).

Und als wäre das nicht genug, wird die Schau von einem grossen Bilderbogen ergänzt, einem doppelten: **Barbara Klemm** hat aus ihren Fotografien Orte, die auch Rilke bereiste, zu einem sprechenden Konvolut zusammengestellt; **Mirko Krizanovic** war 2015 extra auf Rilkes Reiseroute unterwegs.

Der sehr schöne **Katalog** (hg. von Thomas Schmid, 296 S., reich ill., 35 Fr.) reproduziert nicht nur in herausragender Qualität die Exponate, er wird auch von einem unbedingt lesenswerten Essay der Russlandkennerin und Schriftstellerin **Ilma Rakusa** begleitet, die 2016 auf Rilkes Spuren unterwegs war.

Die Schau im Strauhof wird in der **Nationalbibliothek** in Bern um zwei weitere Aspekte (Blaise Cendrars, Carl Spitteler) ergänzt.

Nächste Führung: So, 15. Okt., 14 Uhr). Alle Infos auf www.strauhof. *aa*

Herzschlag seines Traumlandes

Ikonen aller Art in einer sensationellen Ausstellung: Das Literaturmuseum der Moderne in Marbach widmet sich Rilkes Faszination für Russland.

Leonid Pasternaks Rilke-Porträt von 1928, gemalt auf Wunsch der Witwe des Dichters und bis heute in Familienbesitz Foto Katalog

Während seiner zwei jeweils monatelangen Reisen durch Russland in den Jahren 1899 und 1900 traf Rainer Maria Rilke nur drei Dichter: zwei von ihm bewunderte und einen, der erst Dichter werden sollte. Der eine Bewunderte wird noch heute viel gelesen: Lew Tolstoi. Der andere ist selbst in Russland vergessen: der Bauerndichter Spiridon Droshshin, dessen Werk jedoch für Rilke Inbegriff der russischen Seele war. Aber der eigentlich interessante – und vor allem für Rilkes eigenen heutigen Ruhm in Russland mitentscheidende – war der dritte, der noch Unbekannte, ein Kind von zehn Jahren, als er den österreichischen Reisenden zufällig im Zug von Moskau nach Tula traf: Das war Boris Pasternak, der spätere Literaturnobelpreisträger, der die Auszeichnung 1958 aber nicht annehmen durfte. Er sah sein ganzes Werk im Zeichen Rilkes.

Pasternak war am 31. Mai 1900 mit seinem Vater Leonid unterwegs, einem bekannten Maler, dessen postumes Rilke-Porträt vor der Kulisse des Kremls den Auftakt zur großen, ach was: riesigen, jedenfalls großartigen Ausstellung „Rilke und Russland“ im Literaturmuseum der Moderne in Marbach darstellt. Rilke fuhr in Begleitung seiner damaligen Geliebten, der Schriftstellerin Lou Andreas-Salomé, zu Tolstoi auf dessen Landsitz in Jasnaja Poljana, wo Leonid Pasternak zwei Jahre zuvor die Illustrationen zum Roman „Auferstehung“ gezeichnet hatte – noch während Tolstoi daran schrieb. Später schenkte der Maler Rilke eine seiner Zeichnungen; auch sie ist in Marbach zu sehen. Die Begegnung mit Tolstoi, dem lebenden Giganten der russischen Literatur, war Rilke ein Herzensanliegen. Doch sein Herz wurde gebrochen, denn der interessierte sich nicht für ihn. Zugeben mochte Rilke das nicht, in den Briefen nach Hause schwärmte er von dem Besuch, doch als er zehn Jahre danach „Malte Laurids Brigge“ beendete, stand am Schluss im Manuskript eine Abrechnung mit Tolstoi, ausgerechnet in Rilkes einzigem Roman, also seinem Vorstoß in die Domäne des russischen Idols. Die Passage erschien nicht, Rilke strich sie wieder. Das Manuskript, auf dem sie blau durchkreuzt ist, liegt auch in der Ausstellung, neben einer zerbrochenen Fotografie Tolstois auf Keramik aus dem Besitz Lou Andreas-Salomés. Großartiges Arrangement: Die Bruchkanten der Keramik und Rilkes Striche haben dasselbe Muster.

Es gibt unzählige solcher Korrespondenzen in der Schau, die von Thomas Schmidt in zweijähriger Arbeit konzipiert wurde und 280 zum Großteil noch nie gezeigte Objekte aus Russland, Deutschland und der Schweiz zusammenbringt. Was einfach klingt, war angesichts der politischen Lage nicht leicht, doch bei der vorgestrigen Eröffnung waren sich die Beteiligten aller Länder einig, dass die Kultur eben zu leisten vermag, was die Politik derzeit nicht schafft: miteinander sprechen. Ulrich Raulff, der Direktor des Deutschen Literaturarchivs in Marbach, begrüßte die angereisten Russen, darunter die Schwiegertocher Boris Pasternaks, der sich einige der spektakulärsten Leihgaben verdanken, in deren Sprache und pries die Zusammenarbeit mit dem Staatlichen Literaturmuseum in Moskau, die 2014 ihren Anfang bei einer gemeinsamen Tschechow-Ausstellung genommen hatte, als ersten Schritt zur in Marbach erwünschten „Internationalisierung“. Und sein russischer Kollege Dmitri Bak antwortete auf Deutsch, dass er sich nach dieser Rilke-Schau, die im kommenden Jahr auch in Moskau zu sehen sein wird, als nächstes Gemeinschaftsprojekt „Schiller in Russland“ erträume.

Die Literatur brachte die beiden Länder von je her näher zusammen als sonst etwas; das wird in „Rilke und Russland“ deutlich. Der Dichter war Russland verfallen, allerdings einer Idealvorstellung des Landes als eines von der Moderne noch unberührten Paradieses, dessen Sprache er sich so leidenschaftlich aneignete, dass er durch russische Freunde gebremst werden musste, weil er ihnen Briefe schrieb, die sie lieber auf Deutsch bekommen hätten. Doch just diese Liebe sowie Rilkes Einfluss auf Boris Pasternak und vor allem seine noch kurz vor dem eigenen Tod begonnene Korrespondenz mit der Lyrikerin Marina Zwetajewa – eine Brieffreundschaft im emphatischsten Sinne des Wortes, deren sämtliche Zeugnisse hier erstmals aus russischem und Schweizer Besitz zusammengeführt sind – haben dem Dichter einen Ruf in Russland verschafft, wie ihn sonst unter deutschsprachigen Autoren tatsächlich nur Schiller genießt.

Ein möglicher anderer Titel, den die dokumentierte wechselseitige Faszination nahelegt: „Rilke ist Russland“; und vice versa. 1946 bereits sollte in Moskau eine Rilke-Ausstellung veranstaltet werden, einige Objekte aus dem damals noch in Weimar liegenden Nachlass wurden nach Leningrad geschafft (wo sie heute noch liegen; in Marbach sind aus rechtlichen Gründen nur deren Faksimiles zu sehen), doch dann traf Stalins Bann das Werk des Dichters. Umso begeisterter erfolgte später dessen Wiederentdeckung. Und im kommenden Jahr wird mit „Rilke und Russland“ die 1946 versäumte Ausstellung nachgeholt – dann mit allen Originalen. Glanzvoll ist diese Konzeption, dank trinationaler Kooperation und großzügiger staatlicher wie privater Förderung. Die Schau präsentiert ihre Schätze in eigens maßgefertigten Vitrinen, die wie schwarze Monolithen wirken, veritable Rosettasteine des deutsch-russischen literarischen Dialogs. Autographen, Bücher, Dokumente, Andenken, Zeichnungen, Gemälde und Fotos sind darin zu sehen, bei denen laut Thomas Schmidt vor allem ein Kriterium ausschlaggebend war: Sie müssen in Rilkes Händen oder denen von Tolstoi, Zwetajewa, Pasternak, Andreas-Salomé gewesen sein. Ein Segen etwa, dass vor einigen Jahren Rilkes verschollene russische Bibliothek, ein Bestand von achtzig Büchern, auf einem Weimarer Dachboden wiederauftauchte – wenn auch nicht alle Titel von ihm gelesen worden waren.

Um die liturgisch dunklen Räume herum ziehen sich, gleichsam wie Fenster nach Russland, Fotos von Barbara Klemm und Mirko Krizanovic: Schwarzweißaufnahmen auf den Spuren Rilkes und seiner russischen Eindrücke. Sonst jedoch sind alles literarische Berührungsreliquien, Ikonen der Kulturgeschichte. Und eine wirkliche Ikone, die Rilke aus Russland mitbrachte, wird auch gezeigt. Dazu läutet jede Viertelstunde die Glocke des Iwan Weliki, des größten Kremlturms, die Rilke in der Osternacht 1899 verzaubert hatte. „Das Herz des Landes“, schrieb er später, habe er da schlagen hören. Für drei Monate schlägt es jetzt in Marbach – wenn auch nur vom Band. ANDREAS PLATTHAUS

Rilke und Russland. Im Literaturmuseum der Moderne, Marbach; bis zum 6. August. Danach vom 15. September bis zum 10. Dezember in der Schweizerischen Nationalbibliothek, Bern, und im Strauhof, Zürich, und von Februar bis April 2018 in der Neuen Manege, Moskau. Der hervorragende Katalog kostet 30 Euro.

FAZ, 5.5.2017

Das Wort bringt den Zweifel hervor

Reformation war auch eine Revolution der Sprache: Das Museum Strauhof schliesst Marx und Zwingli kurz

THOMAS RIBI

Alles hängt am Wort. Ein Wörtlein könne den Teufel fällen, sagt Luther. Das mag sein, doch das Wort ist weit mehr als ein Mittel zur Abwehr des Bösen. Es steht am Anfang. Und zwar nicht nur am Anfang der Sprache, sondern am Ursprung von allem. Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward Licht. So wie Gott das eine nach dem anderen ausspricht und benennt, so entsteht es – von der Finsternis und dem Licht über die Erde und das Meer, das Kraut, das Samen trägt, die Bäume, die Früchte tragen, die Vögel, Fische und Kriechtiere bis zum Menschen. Damit die Welt zur Welt wird, muss sie in Worte gefasst werden. Gott handelt im Wort. In seinem Wort sind Tun und Denken eins.

Das Wort wird Fleisch, gewissermassen, lange bevor das Wort zu Schrift werden konnte. Das ist ein grossartiges Bild, eine zwingende Metapher über die Entstehung des Seins aus dem Nichts. Aber darin liegt auch eine grundlegende Erkenntnis: Das Wort erst schafft das, was wir als Realität bezeichnen. Das gilt nicht nur für die Worte, die Gott im biblischen Schöpfungsbericht ausspricht. Und es gilt völlig unabhängig davon, ob man Gott bei der Entstehung der Welt überhaupt eine Rolle zugestehen will. Wir Menschen erfahren die Welt um uns herum, indem wir sie benennen.

Wer handeln will, muss reden

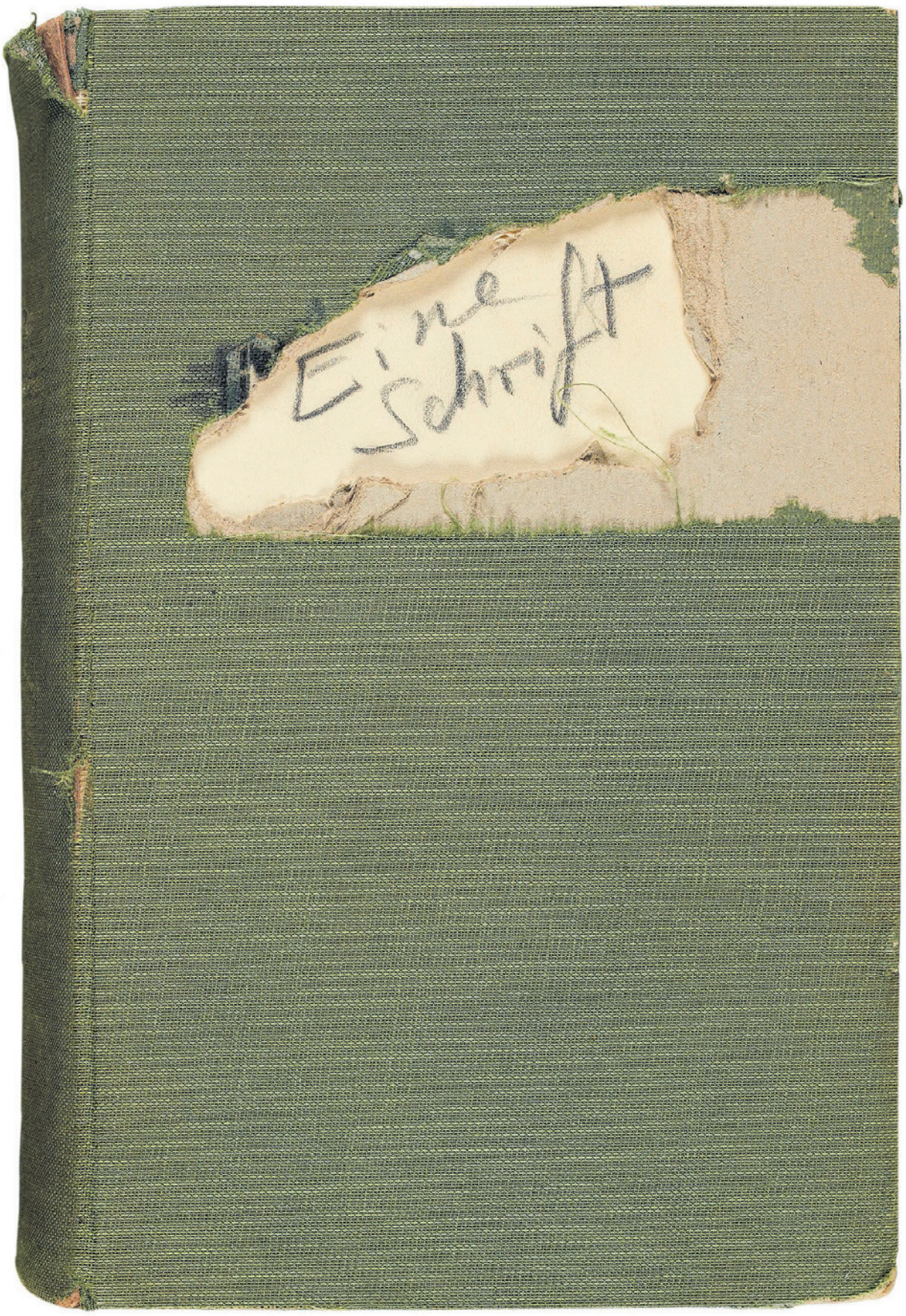
Wir werden uns über das, was wir sehen, hören, spüren und empfinden, erst klar, wenn wir es in Worte fassen können. Und vor allem: Wir können die Welt erst verändern, wenn wir in der Lage sind, sie zu besprechen. Mit anderen, aber auch mit uns selber. Uns vorzustellen, dass etwas auch anders sein könnte, als es ist, setzt voraus, dass wir den Zustand beschreiben können, den wir anstreben – oder den wir vielleicht um jeden Preis vermeiden möchten. Erst wenn er Sprache wird, erreicht ein Gedanke die Klarheit, die er braucht, damit wir ihn umsetzen können.

Am Wort hängt alles. Das hätte Martin Luther sofort unterschrieben. Und Huldrych Zwingli auch. Sie waren Männer des Wortes. Dem Wort Gottes, so wie es ihnen in der Bibel entgegentrat, vertrauten sie bedingungslos. Und auf jeden Fall weit mehr als den Traditionen einer Kirche, die seit tausendfünfhundert Jahren für sich beanspruchte, zu wissen, was unter der Nachfolge Christi genau zu verstehen sei. Die Revolution des Glaubens, die mit ihnen begann, war auch eine Revolution der Sprache. Vielleicht war es zunächst sogar vor allem eine Revolution der Sprache. Sie begann damit, dass das Wort Gottes in der Heiligen Schrift kompromisslos ernst genommen wurde. So sehr, dass nichts mehr ausser ihm als verpflichtend galt.

Was das konkret heisst, zeigt das Museum Strauhof in Zürich zurzeit in einer Sonderausstellung zum Reformationsjubiläum. «Das Wort» lautet der Titel der Schau so schlicht und vielversprechend wie mehrdeutig. Das ist selbstverständlich gewollt. Die Ereignisse, die Zürich zwischen 1519 und 1531 grundlegend veränderten, sind zwar Ausgangs- und Angelpunkt der Betrachtung. Doch die Kuratoren Rémi Jaccard und Philip Sippel wollen mehr als einfach nur die Geschichte der Zwinglianischen Reformation nacherzählen.

Ein ganz langer Faden

Aus Zwinglis bedingungsloser Hinwendung zum Wort spinnen sie einen Faden, der von der Reformation ausgeht und über Jahrhunderte hinweg in einen Kosmos von Worten führt. Zu einem Alphabet, das von A wie «Anklage» bis Z wie «Zauberwort» die wilde, befreiende, anarchische Kraft des Wortes erfahrbar machen will. Der Faden wird sehr lang gezogen und führt über Martin Luther King, Dada, Esperanto, Lacan, Kafka und Karl Marx zu Ludwig Hohl und Kellyanne Conway und am Ende zu Joseph Freiherr von Eichendorff.



Ludwig Hohls Bibel zeigt, dass ihr Leser es sich nicht leichtgemacht hat. ARCHIV LUDWIG HOHL / SCHWEIZERISCHES LITERATURARCHIV

Das ist ein weiter Bogen, ein sehr weiter. Wer bis zu Eichendorff durchhält und das Zauberwort trifft, bringt die Welt zum Singen, vielleicht. Möglicherweise erstickt er aber auch schmachtend im Turm einer entfesselten Wörtlichkeit oder verirrt sich in einem Labyrinth von Assoziationen, die nicht immer leicht nachzuvollziehen sind.

Das haben Assoziationen so an sich. Sie sind so etwas wie Kurzschlüsse, die versteckte Türen aufstossen, unerwartete Bezüge schaffen und Verbindungen aufzeigen, welche sich dem systematisch ordnenden Denken nicht erschliessen. So gesehen sind die Kurzschlüsse im Strauhof anregend. Es ist ja nicht das geringste Verdienst einer Ausstellung, wenn man aus ihr die Frage mitnimmt, was Kafkas Erzählung «Vor dem Gesetz», Marx' Theorie über die Verwandlung von Geld in Kapital und das «Dadaistische Manifest» mit der Reformation zu tun haben könnten.

Vielleicht alles. Vielleicht nichts. Am Ende aber doch wohl so viel: ein gemeinsamer Glaube. Nicht der Glaube an Gott, an ein System, an den Menschen oder an eine Ideologie. Sondern den Glauben an die Kraft des Wortes. Das Vertrauen in die Sprache, die nicht nur ein mehr oder weniger bequemes Instrument zur Kommunikation ist, sondern ein Werkzeug des Denkens. Ein Mittel, das es dem Menschen erlaubt, über sich und die Welt nachzudenken und zumindest streckenweise ein wenig Klarheit zu gewinnen über die Bedingungen, unter denen sein Dasein steht.

Jeder ist sein eigener Priester

Da führt der Faden von O wie «Occupy», P wie «Putsch» oder V wie «Versprechen» dann doch recht direkt zurück zu Zwingli. Zu seinem so ernsthaften wie kompromisslosen Versuch, den christlichen Glauben vom Geschiebe seiner ausufernden Tradition zu befreien und ganz auf das Wort Gottes auszurichten, wie es sich in der Bibel offenbart.

Das hiess zunächst: den Menschen das Wort Gottes zugänglich machen. Die Bibelübersetzung, die am Grossmünster unter Zwinglis Leitung entstand, war die erste vollständige deutsche Bibel. Mit ihr schuf Zwingli ein Instrument, mit dem die Gläubigen ihr Leben selber am Wort Gottes ausrichten konnten. Es brauche keine Pfarrer mehr, soll er einmal gesagt haben. Auf jedem Bauernhof werde mittlerweile die Bibel gelesen.

Jeder wurde sein eigener Priester. Und musste sich selber um Gottes Wort bemühen. Von da zieht sich tatsächlich eine Linie zur Aufklärung, wie man im Strauhof unter W wie «Wirkung» nachlesen kann. Die Fortsetzung der Reformation, wird da Ludwig Hohl zitiert, habe nicht eine neue Kirche gebracht, sondern die Auflösung der Kirche: «Sie führte zur Aufklärung, zu Diderot, dem Atheismus, der Französischen Revolution und dem Sozialismus.»

Am Wort hängt alles. Aber es ist nicht nur die Grundlage des Glaubens. Es bringt auch den Zweifel hervor, den Widerstand, die Verneinung. Ludwig Hohls Bibel sind die Kämpfe anzusehen, die ihr Besitzer kämpfte – mit dem Wort und mit sich selber. Schon den Titel «Die Bibel oder die ganze Heilige Schrift» liess er nicht gelten. Er zerriss sichtlich wütend den Buchdeckel und riss das Titelblatt heraus. «Eine Schrift» schrieb er darüber. Mit Bleistift.

Die Ausstellung «Das Wort» im Museum Strauhof Zürich ist bis zum 27. Mai zu sehen.

NZZ, 13.2.2018

Das Wort ist der rote Faden zu Gott

Reformation **Das Wort wird zur Tat. Das Wort revolutioniert. Der Strauhof zeigt auf, wie das elektrisierende Wort Gottes in der Reformation die Gesellschaft umkrempelte und wie Wörter bis heute Wirkung entfalten.**

Die Glasskulptur sendet das Licht für den roten Faden aus.

Signalfarbe Rot für das wortgewaltige Reformationsprogramm von Zwingli.

Fotos: Zeljko Gataric

Rot erleuchtete Fäden durchziehen den dunklen Raum. Der rote Faden steht für das Wort, das dank der von Zwingli angestossenen Reformation die Verbindung zwischen Mensch und Gott herstellt. Leer ist der Raum. Nur Bänke, Kopfhörer und das Fadengespinst an der Decke haben die Ausstellungsmacher des Museums Strauhof in diese audiovisuelle Ersatzkirche gestellt.

Aus dem Kopfhörer ertönt eine eindringliche Stimme – in Frühneuhochdeutsch, alemannisch gefärbt, also so wie die Menschen wohl in der Reformationsepoche in Zürich um 1520 gesprochen haben. Der Schauspieler Markus Amrein rezitiert aus der Zwingli-Predigt, die dieser den Nonnen des Klosters Ottenbach 1522 hielt: «Das wort gottes ist so gwüss unnd starck.»

Einzig mit Worten versuchte der Reformator zu überzeugen. Aber die Nonnen hingen an lateinischer Liturgie, Heiligenverehrung und Bildern. Die meisten gingen ins Exil in die katholische Innerschweiz.

Das Primat der Politik

Die 200 Zürcher Ratsherren überzeugte Zwingli bei der ersten Disputation 1523. Ausschliesslich die Bibel sollte Grundlage des Streitgesprächs sein. Zwinglis Credo, dass nur nach der Schrift gepredigt werden sollte, wurde zum Gebot für alle Pfarrer. Ein revolutionärer Akt: Ein politisches Gremium und nicht die Geistlichkeit wie bei den Konzilien machte sich so zum Richter über theologische Inhalte.

Ein Umbruch, den das Museum Strauhof mit einem konsequent in Rot gehaltenen Raum inszeniert. Auf rotem Grund sind die 67 Thesen Zwinglis zu lesen – sein verknapptes Reformationsprogramm, das in der Schlussthese festhält: «Die Schrift atmet den Geist Gottes.»

Den Geist Gottes in den Worten aufzuspüren – das war Teamarbeit. Da nahmen neben Zwingli auch Leo Jud und Theodor Bibliander die Bibel beim Wort, griffen auf hebräische und griechische Texte zurück, rangen um jedes übersetzte Wort.

«Woche für Woche haben sie jedes Mal neu überlegt: Wie bringen wir das in ein Deutsch, das uns selber anspricht?», so umschreibt es Fraumünsterpfarrer Niklaus Peter in einer Hörstation der Ausstellung. 1531 war es so weit: Nach sechs Jahren Übersetzungsarbeit kommt die erste vollständige Bibel ins Deutsch übersetzt heraus.

Anklage und Zauberwort

Die Kuratoren Rémi Jaccard und Philip Sippel wollten dem Beben, das Worte auslösen können, über die Reformationszeit hinaus nachgehen. Assoziativ zeigen sie, wie die Wörter bis heute zur Tat auffordern. Ein Streifzug durch Wortgeschichten von A wie Anklage bis zu Z wie Zauberwort löst sich manchmal vom Reformationsgeschehen.

Oft ist es aber ganz nahe dran mit Martin Luther King, Kurt Marti und selbst mit dem atheistischen Schriftsteller Ludwig Hohl. Dessen gewalttätig sinnliches Ringen darum, die Religion abzuschütteln, demonstriert der demolierte Buchdeckel aus seiner Bibliothek. Das Wort «Heilige Schrift» wurde aus dem Karton herausgekratzt und handschriftlich mit «eine Schrift» überschrieben. **Delf Bucher**

Die Strauhof-Ausstellung «Das Wort» im Rahmen des Kulturprogramms «ZH-Reformation» ist noch bis am 27. Mai zu sehen.